

Prof. Dr. Clemens Neumann-Neisse †

## Professor Dr. Klemens Neumann-Neisse zum Gedächtnis

Der Heimgarten und mit ihm die katholische Jugend in Deutschland und darüber hinaus hat einen unerseßlichen Verlust erlitten:

Professor Dr. theol. K l e m e n s N e u m a n n ,

der wahrhaft priesterliche Führer und Freund, der immer gütige Hausvater des Heimgartens, der geliebte Spielmann der deutschen Jugend, ist nach schwerem Leiden allzu früh heimgegangen. Der Verblichene hat sich in der Arbeit und Sorge für Heimgarten, Jugend und Volk aufgegeben.

Möge der Herrgott ihm das, was er aus seinem franziskanischen Herzen mit vollen Händen an Licht, Kraft und Freude uns gegeben hat, in der Ewigkeit reichlich vergelten! Wir bitten alle Freunde um ihr Gebet für seine liebe Seele.

Neisse, den 5. Juli 1928.

Volkshaus Heimgarten.

Dr. R. Weigel. Dr. E. Lasowski. E. Reisch.

Der Schlesische Quickborn.

J. A. Grete Klose. Franz Wollny.

\*

In der ganzen deutschen Jugend, ja weit über die Grenzen unseres Vaterlandes hinaus wird bittere Trauer anheben: der priesterliche Führer der katholischen Jugendbewegung, der Gründer und geistliche Hausvater des Heimgartens, der sonnige, vielgeliebte Spielmann, ist nach langem qualvollen Leiden in den Nachmittagsstunden des 5. Juli, allzufrüh für uns alle, heimggerufen worden. Er war noch nicht 55 Jahre alt. Was ihm die deutsche Jugendbewegung und die deutsche Volkshausarbeit verdankt, wird erst eine spätere Zeit voll ermessen. Aber soviel läßt sich schon heute sagen: in der Geschichte jener Jahrzehnte, etwa von 1908 bis auf unsere Tage, in denen sich ernste und hochgesinnte Menschen um die innere Erneuerung unseres Volkes und besonders der heranwachsenden Generation bemüht haben, wird Klemens Neumanns Name mit an erster Stelle genannt werden. Wir brauchen nur an seinen „Spielmann“ zu denken, das als eines der ersten und wertvollsten deutschen Eingebücher in über hunderttausend Exemplaren verbreitet ist. Unzählige Reigenwiesen und Marktplätze im Osten, Süden und Westen unseres Vaterlandes, in Holland, in Polen, in Frankreich, Österreich und der Tschechoslowakei wissen von dem hinreißenden Zauber zu erzählen, den des Spiel-

manns Fiedel auf die jungen Menschen ausgeübt hat. Er hat unserer Volks eine der schönsten Krippenspiele geschenkt. Von seinem großzügigen und dabei selbstlosen Schaffen kündet vor allem das Werk des Heimgartens, dem er vom ersten Tage der Gründung an bis zum körperlichen Zusammenbruch seine ganze Kraft gewidmet hat. Nun ist sein licherfroher Mund verstummt, sein gütiges, echt franziskanisches Herz hat aufgehört zu schlagen. Wir alle, die wir ihm nahe standen, bitten den Herrn über Leben und Tod, er möchte seinem treuen Diener all das, was er für die deutsche Jugend und das deutsche Volk getan hat, in der Ewigkeit reichlich vergelten.

\*

Am 9. Juli wurde Prof. Dr. Neumann unter ganz großer Beteiligung von nah und fern in Neisse zu Grabe getragen. Die Einsegnung in seinem Heim übernahm sein naher Freund und Mitstreiter Dr. Strehler. Als der Sarg das Haus verließ, erklangen die ergreifenden und schlichten alten Volkslieder der deutschen Jugend. Nicht laute Instrumentalmusik begleitete den Toten zur letzten Ruhe, sondern die Geige und die Zupfgeige, die der Verstorbene so sehr geliebt hat. In der Großen Kirche in Neisse (St. Jakobus) wurde das Totenamt abgehalten, wobei Studienrat Fritsch-Neisse, ein Schüler des Verstorbenen, in der Gedächtnisanrede tiefergreifende Worte der Erinnerung und des Dankes sagte. Studienrat Fritsch feierte unseren Professor Neumann als einen Apostel der Freude. In seinem Testamente fanden sich die Worte: „Ich danke dir, o Gott, daß du mir so viele frohe Fahrten gegeben hast und die liebe, schöne Musik, und daß ich Priester werden durfte. Das ist die größte Gnade meines Lebens und die andere, daß ich so viel mit froher Jugend zusammen sein konnte.“ Der Prediger schilderte ihn dann als Gottesstreiter, als einen Vorkämpfer gegen die Alkoholsucht und als Spielmann:

Und wenn heute in allen Schulen die Lieder seines „Spielmanns“ gesungen werden und ebenso auf zahllosen Reigenwiesen und Marktplätzen, dann wissen wir, was er für ein Verdienst um die Wiedererweckung des deutschen Volksliedes hatte. Studienrat Fritsch berichtet dann, wie ihm ein Freund, ein Franziskaner-Missionar, dem er bei seinem Abschied den „Spielmann“ mitgegeben habe, nach einem halben Jahre schrieb: „Wenn der Abend kommt, dann nehme ich die Fiedel und dann singen meine lieben kleinen Japanesen mit mir aus dem „Spielmann“, und so führe ich sie in den Geist unserer lieben deutschen Sprache ein.“ Und in manchem Dorf in Oberschlesien, wo sonst kein deutsches Wort gesprochen wird, wo man aber in Treue am deutschen Vaterlande hängt, da ist durch sein Volkslied und seinen Volkstanz und sein Volksspiel deutsches Wesen in den Herzen des Volkes festgewurzelt. Von der Jugendbewegung war es nur ein Schritt zur Volksbildungsbewegung. Er sah, was dem Volke am nötigsten war, Bildung des

Geistes, des Herzens, des Charakters, des ganzen inneren und äußeren Menschen. So begründete Neumann das erste deutsche katholische Volksbildungshaus, durch das er vielen Tausenden Führer zu hohen Idealen geworden ist. Und wenn er nach schweren Arbeitstagen, wenn alle schon müde dasaßen, aufsprang und zur Fiedel griff, dann war Leben und Freude und Frohsinn da. Und alle fragten sich: wo nimmst du die gute Mensch nur immer die Kraft her? So mag wohl manches Stück seiner Lebenskraft mit in sein Lied hineingeströmt sein. Und er liegt vor uns als das Opfer seines Apostolates der Freude.

Der Herr Kardinal und Fürstbischof Dr. Bertram hatte in einem warmherzigen Handschreiben seine Teilnahme ausgedrückt, viele andere Führer des deutschen Volkes hatten dasselbe getan, und an dem Begräbnis selbst nahmen alle Stände teil, insbesondere Jugend und immer wieder Jugend, mit ihren Bannern und Wimpeln. Auf dem Jerusalemer Friedhof, auf demselben Gottesacker, auf dem Josef Freiherr von Eichendorff begraben liegt, wurde Professor Neumann zur Ruhe gebettet, unter hohen Kiefern und Birken, mit dem Blick nach den schönen Altvaterbergen, und die ergreifenden Trauerreden am Grabe zeigten über den Trauertag hinaus, daß wir einen wahrhaftigen Herzog der Jugend verloren haben.

Auch „Der Oberschlesier“ verliert in Professor Neumann nicht nur einen sehr geschätzten Mitarbeiter, sondern einen immer zur Hilfe bereiten Berater und Freund. Wie sehr sich Professor Neumann auch unserem Oberschlesierwerke verbunden fühlte, zeigten eindringlich u. a. seine Neujahrswünsche, mit denen wir im Jahre 1927 unseren 9. Jahrgang eröffneten. Er schrieb damals:

„Wir haben hohe Ziele; ein ganzes Volk geistig erfassen, an seiner Formung mitarbeiten. Nur eine ganz echte und große Liebe zu diesem Volke gibt uns das Recht dazu. Nicht parteipolitischer Nutzen, nicht persönliche Wünsche und Erwartungen, nur der Wille, seinem Volke zu dienen und zu helfen, daß das Bild, das der Schöpfer als Urbild und Wesensziel in unser liebes oberschlesisches Volk hineingelegt hat, immer klarer und lebendiger herauswache. In diesem Sinne wollen wir wie bisher weiter zusammenarbeiten, wir im Heim, Sie vor der Öffentlichkeit, wir durch persönliche Berührung mit dem Einzelnen und in der kleinen Gruppe, Sie in einer immer größeren Leserschaft.“

## Symbol

Von Otto Euchland

Wirf nur die Handvoll Erde  
in Deines Toten Grab!

Ein gut Teil Deines Lebens  
sank ja — mit ihm hinab.



## Der Spielmann ist tot

Klemens Neumann zum Gedächtnis

Von Alfons Hayduk

„Da kamen lauter Kinderlein:  
Sankt Peter, laß den Spielmann ein!  
Er knüpfte uns manch Rosenband,  
Der Spielmann ist uns wohlbekannt . . .“

So stand er inmitten der jungen Schar, im Singsang, beim Volkstanz: der Professor mit dem Piuskragen, dem klugen Asketenkopf und den gütigen Kinderaugen, die so hell und sonnig lachen konnten — der oberschlesische Spielmann . . .

Einer der ach, so wenigen Menschen, die das Herz der heutigen Jugend in all seinen Nöten, seinen verschütteten Quellen, seiner namenlosen Sehnsucht so innerst verstanden haben — der das Herz der heutigen Jugend so ganz besaß als ein freies, hohes Geschenk ohne Vorbehalt . . .

Wirklich ein Besorgter und Sorger um die Seelen, dessen Gemeinde ins Unsichtbare, Unendliche hinauswuchs, über die Grenzen der Konfession, der Partei, des Standes. Er formulierte keine Programme, er hielt keine wortreichen Reden — die Fiedel am Kinn, den Bogen als Zepter: das war sein Reich, dessen heimlicher König er in stiller Weisheit und bescheidenen Größe war . . .

Die Melodie des Volkes, das Wälderrauschen der Heimat tönte aus ihm. Es war das wehe und doch so bannende Lied, das dahin weht im Morgenwind, in der Sternennacht, im verwunschenen Atem des Frühlings, das Volkslied, schlicht, wahr, anspruchslos — das ihm Ausdruck, Symbol seines Wesens wurde. Im kleinsten Kunstwerk die große Welt: das war das Geheimnis seiner Liebe . . .

Die Brüder vom trockenen Worte, die Professoren der steifen, hölzernen Würde, die ewig Langweiligen, die patentierten Weltverbesserer — sie alle konnten ihn nicht verstehen, konnten nicht verstehen, daß einer alle Schönheit in wenigen Takten des Volksliedes zu entdecken vermochte, alle Reinheit und Bejahung der Welt, das Credo aller Guten und Suchenden . . .

Dies ist die heut so seltene Gewißheit: er hatte jene geheimnisvolle Nachfolge des milden Kinderfreundes vom See Genesareth inne, des Menschensohnes, der abhold war aller Gewalt, allem Gelärm. Er stand nicht am eiteln Markt der Zeit und suchte Gefolgschaft — und darum eben fiel sie ihm zu wie eine Gnade . . .

Er war — erschreckt nicht — zutiefst ein Revolutionär; aber er hatte die liebenswürdigste Form gewählt, das Menschenherz umzustimmen; in der Art des großen Sozialisten von Alfisi, der da betete: Komm heiliger Geist und erneuere das Antlitz der Erde . . .

Der Geist der Erneuerung: das ist Klemens Neumanns Erbe. Ein Erbe, das seinen Hügel umblühen wird, ein Singen, das fort tönt im Herzen der Jugend, weit, weit über die Grenzen seines geliebten Eichendorfflandes . . .

Das ist der lebendige Spielmann.

# Das Wachstum der oberschlesischen Städte

Von Dr. A. Olbricht

Jeder Kirchturm, der zum Himmel zeigt,  
jeder Funke, der dem Schlot entsteigt,  
jedes Feuer, das am Herde glüht,  
jede Scholle, die der Pflug durchzieht,  
singt von deutschem Geist und deutscher Kraft,  
die Lebendig bleibt und weiter schafft!

Diese Worte setzt Elisabeth Grabowski mit Recht als Leitspruch vor ihre schönen Wanderungen durch Oberschlesiens Städte, sind doch alle diese Städte von Deutschen begründet und durch deutschen Fleiß und deutsche Arbeit groß geworden.

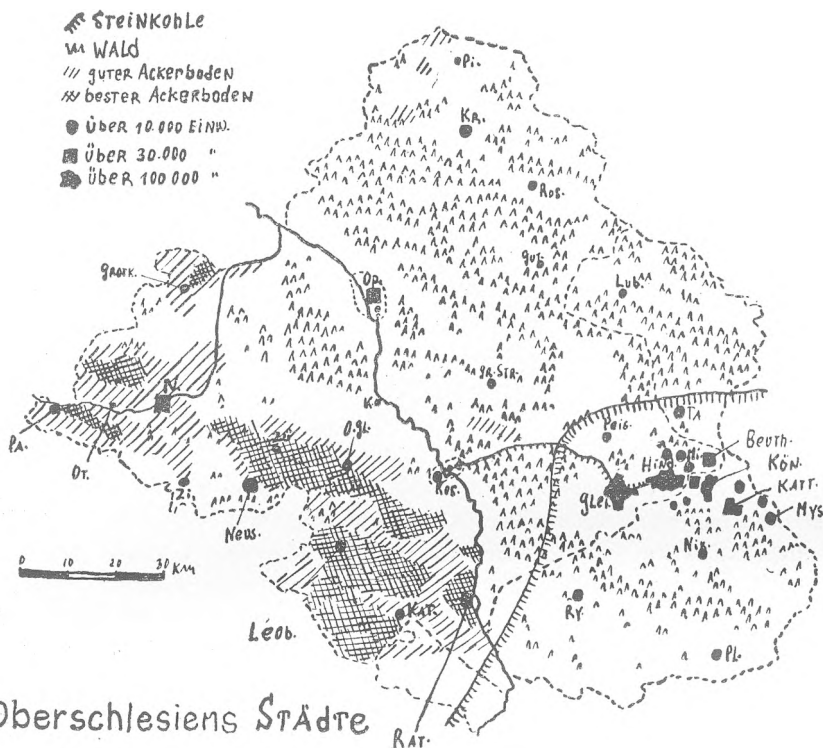
Deutsche Kolonisten siedelten sich im Zeitalter der Kolonisation zumeist im Leobschützer Hügelland an und in diesem fruchtbaren Gebiet zwischen der Glazer Neisse und der Oder oberhalb von Cosel lagen auch im Mittelalter die größten Städte Oberschlesiens, umgeben von reichen großen deutschen Dörfern. Wie stattlich die Städte mit ihren hochragenden Kirchen und turmbewehrten Mauern ausgesehen haben müssen, zeigen uns das älteste Bild der Stadt Neisse in Schedels Weltchronik (1493) und das anderthalb Jahrhundert jüngere Bild in Merians „Topographia Silesiae“. Ein Vergleich beider Bilder ist auch insofern interessant, als uns Schedel noch die rein gotische Stadt, Merian dagegen schon den Einfluß der Renaissance auf Giebel und Turmhelm zeigt.<sup>1</sup>

Noch viel wichtiger für städtekundliche Forschungen ist Georg Hayers Plan von Neisse aus dem Jahre 1596 (Original in der Breslauer Stadtbibliothek, gute Reproduktion im Juniheft 1926 der Schlesischen Monatshefte). Wir erkennen auf ihm nicht nur den heutigen alten Stadtkern mit allen Kirchen und Häusern, sondern auch die später niedergebrannten Vorstädte.

Mit etwa 7500 Einwohnern war Neisse zu Beginn des dreißigjährigen Krieges nicht nur die bei weitem größte Stadt Oberschlesiens, sondern auch eine der größten Städte des deutschen Ostens. An Einwohnerzahl wurde es in Schlesien nur von Breslau mit damals 24 000 Einwohnern übertroffen, nicht viel größer waren Görlitz und Glogau, etwa ebenso groß Schweidnitz.

Die zweitgrößte Stadt war mit etwa 2000 Einwohnern Leobschütz und nicht viel kleiner dürfte auch Ratibor gewesen sein, dessen elliptischer um den Ring gelegener mittelalter-

<sup>1</sup> Das Schedelsche Bild von Neisse ist im Novemberheft 1927 dieser Zeitschrift abgedruckt. Das Januarheft desselben Jahrgangs bringt Flugbilder von Beuthen, Hindenburg (Zaborze), Gleiwitz und Ratibor, das Juniheft 1928 solche von Oppeln und Carlsruhe (O.-S.). Die Flugbilder von Carlsruhe, Oppeln, Ratibor und Gleiwitz sind auch in der Lichtbilderreihe enthalten, die das Aérokartographische Institut in Breslau für Unterrichtszwecke herausgegeben hat.



licher Stadtkern noch heute sich deutlich aus dem Häusergewirr der jüngeren Stadtteile heraushebt. Etwa 1500 Einwohner zählten Neustadt, Patschkau, Ober-Glogau und Cosel, über 1200 Zülz und Ziegenhals, vielleicht auch Ottmachau.

Das Landschaftsbild des übrigen Oberschlesien beherrscht noch heute, wie im Mittelalter der Wald, entsprechend den schlechteren meist sandigen Böden. Größere waldfreie Gebiete sind, vom Industriebezirk abgesehen, der Süden der ehemaligen Kreise Pleß und Rybnik, die Umgebung von Groß-Strehlitz und die Gegend zwischen Kreuzburg und Pitschen. Da große Teile dieses Gebietes mit ihrer stark slawischen Bevölkerung, ihren schlecht ausgebauten Straßen und ihren selbst in den Städten noch meist mit Stroh gedeckten Häusern bis zur Zeit Friedrich des Großen, ja bis zum Anfang des neunzehnten Jahrhunderts einen der wirtschaftlich am meisten zurückgebliebenen Teile Deutschlands darstellten, dürfen wir uns nicht wundern, wenn diese von den Habsburgern so vernachlässigte Landschaft auch im Mittelalter nur wenige größere Städte

besaß. Oppeln und Kreuzburg als größte Städte zählten höchstens 1500 Einwohner, etwa 1000 Einwohner zählten Gleiwitz und Pleß, vielleicht auch Pitschen, Rosenberg, Peiskretscham und Beuthen. Auch diese Städte zeigen in ihrem mittelalterlichen Stadtkern noch heute deutlich das rechteckige Straßennetz der planmäßig angelegten Kolonialstadt. Sie wurden angelegt von den deutschen Kolonisten, die nicht als Eroberer in das slawische Land kamen, sondern auf Wunsch der polnischen Fürsten, um Handel und Gewerbe zu heben.

Die meisten Städte werden Ende des achtzehnten und Anfang des neunzehnten Jahrhunderts entfestigt und nur in Patschkau, dem oberschlesischen Rothenburg, steht noch ganz erhalten die alte Stadtmauer mit ihren stattlichen Tortürmen. Eine Ausnahme machen die vor allem von Friedrich dem Großen stark ausgebauten Festungen Cosel und Neisse, die trotz des Schleifens der Umwallungen (1873 und 1807) und der meist an ihre Stelle getretenen freundlichen Promenaden mit ihren großen Kasernenbauten ihren Charakter als ehemalige Festungstädte nicht verleugnen.

Schon aus dieser Verbreitung ersehen wir, daß sich im Mittelalter die Größe der Städte im wesentlichen nach dem Wohlstande des umliegenden Landes richtete, für welches sie die Markttorte darstellten. Außerdem zeigen sie eine deutlich ausgesprochene reihenförmige Anordnung entsprechend den das Land durchziehenden Straßen. Meist liegen sie in Entfernungen von 20 bis 30 km (siehe Skizze). Diese Strecke entsprach bei den sehr schlechten Straßen des Mittelalters, bei denen eine Pflasterung ja unbekannt war, etwa dem Wege, den täglich ein schwer beladener Lastwagen zurücklegte. Das genaue Einhalten dieser Entfernung war aus zwei Gründen unmöglich. Einmal waren an den einzelnen Straßen die Geländeschwierigkeiten verschieden, sodann aber sind die Bodenverhältnisse, die für eine Stadtanlage notwendig sind, nicht an jeder Stelle gegeben. So erwächst schon aus diesen kurzen Ausführungen ein Komplex von Fragen, den die Wissenschaft bisher noch kaum beachtet hat. Vor allem ist die Frage, bis zu welchem Umfange die Größe der Städte von den Verkehrsverhältnissen (Anordnung mehrerer Straßen), der Fruchtbarkeit des Umlandes und der Lücktigkeit der Bürgerschaft abhängig ist, meist noch zu beantworten. Bei der Behandlung dieser Fragen für das Mittelalter dürfen wir auch nicht vergessen, daß dann alsbald das spätere österreichische Schlessen mit dem übrigen Schlessen zu einer Wirtschaftseinheit verbunden war.

Von Interesse ist ferner eine Betrachtung der Einwohnerzahlen der Städte am Ende des achtzehnten Jahrhunderts (1796).

Noch ist Neisse die größte Stadt, zählt aber nur noch 6700 Einwohner, also weniger als im Mittelalter, denn die Niederbrennung der Vorstädte und die starke Befestigung haben das Wachstum der Stadt sehr gehemmt. Die übrigen Städte sind dagegen stark

gewachsen. Je 3400 Einwohner zählen Oppeln und Ratibor, 3300 Neustadt und 3100 Leobschütz. Es folgen Pleß (2300), Patschkau (2200), Gleiwitz und Zülz (je 2100), Cosel und Ober-Glogau (je 1900), Kreuzburg (1800), Peiskretscham und Ziegenhals (je 1700), Beuthen und Tarnowitz (je 1600) und Ottmachau (1500).

Der Schwerpunkt der städtischen Entwicklung liegt also noch im Lößgebiet. Da die von Friedrich dem Großen begründete Eisenindustrie sich besonders im Malapanengebiet findet, erscheint das eigentliche heutige Industriegebiet noch siedlungsarm. Als neue größere Stadt erscheint hier nur das 1526 begründete Tarnowitz, der Mittelpunkt des Erzbergbaus. Für die Entwässerung der Städte waren hier 8 „Feuermaschinen“ im Betrieb, deren erste als älteste Dampfmaschine auf dem europäischen Kontinent 1788 aufgestellt wurde.

Der Kohlenbergbau ist noch wenig entwickelt und steht weit hinter dem Waldenburger zurück. Erst im Jahre 1799 wurde die Königin-Luise-Grube bei Hindenburg eröffnet. Durch den Bau des Kłodzkanals (1792—1822) wird zwar der Steinkohlenbergbau sehr gefördert, jedoch setzt sein großartiger Aufschwung erst ein, seitdem die Eisenbahn Oberschlesien erreicht (1846) und damit eine bessere Verfrachtung auch in die nicht an der Oder gelegenen Gebiete gestattet. So wohnen um 1800 von den 450 000 Einwohnern Oberschlesiens nur 105 000 in den Kreisen des heutigen Industriegebietes, aber über die Hälfte (270 000) in der fruchtbaren Ackerbaulandschaft.

Von besonderem Interesse sind nunmehr die Zahlen für 1840, des letzten Zählungsjahres vor Eröffnung der Eisenbahn und der hierdurch bedingten völligen Umgestaltung des Wirtschaftslebens. Von den 800 000 Einwohnern Oberschlesiens lebten nur noch 330 000 in dem Lößgebiet, aber schon 175 000 in den Industriekreisen. Noch ist mit 11 000 Einwohnern Neisse die größte Stadt, jedoch ist Ratibor (7000 und Vororten über 10 000) ihr schon sehr nahe gerückt. Oppeln (seit 1816 Sitz der Regierung) wächst auf 7000 Einwohner an, an nächster Stelle erscheint Gleiwitz (6600), dann erst Neustadt (6300) und Leobschütz (6200). Nach Gleiwitz ist die größte Stadt des Industriegebietes Beuthen (mit Roßberg 5000 Einwohner). Im Gebiete des heutigen Hindenburg leben fast 3000 Einwohner. Größere Siedlungen sind auch Tarnowitz (3600), Myslowitz (2500), Laurahütte-Siemianowitz (1500) und Kattowitz (1300). Ebensoviel leben im Gebiete des heutigen erst 1868 zur Stadt erhobenen Königshütte. Von den übrigen Städten seien Ober-Glogau und Kreuzburg (je 3600), Patschkau (3500), Ziegenhals (3800), Peiskretscham (3300), Pleß (3200), Nicolai (3100), Ratscher (2400. mit Nachbarorten 4000), Zülz und Ottmachau (je 2700), Cosel (2900) und Grottkau (2600) genannt.

In riesigem Umfange entwickelt ist in den folgenden Jahrzehnten das Industriegebiet, so daß 1910 von den 2,2 Millionen Einwohnern Oberschlesiens 1,24 Millionen in



Wilhelm Doms Berlin

„Bildnis 37“ Radierung

den Industriekreisen leben, davon fast 800 000 in dem „Industriedreieck“ Beuthen-Gleiwitz-Kattowitz.

Die größte Stadt ist Königshütte (73 000, mit den Nachbarorten fast 150 000), Beuthen wächst mit Roßberg (aber ohne Friedenshütte) auf 71 000 (mit Nachbarorten 102 000), Hindenburg (1922 Stadt) auf 90 000 (mit Umgebung 126 000), Gleiwitz auf 67 000 und Kattowitz auf 43 000 (mit Nachbarorten 95 000). Zu größeren Siedlungen entwickeln sich auch Friedenshütte-Lipine (mit Nachbarorten 60 000), Laurahütte-Siemianowitz (35 000), Myslowitz (18 000) und Rosdinschoppinitz (22 000). Im Süden greift der Bergbau auch in die Kreise Pless und Rybnik über, wo Nikolai (8400) und Rybnik (12 000) die alte Stadt Pless (5300) überflügeln. Auch die Erzstadt Tarnowitz bleibt mit 13 600 Einwohnern hinter den Siedlungen des Steinkohlenbergbaus zurück, wie dem Dorf Mikulschütz (13 800). Zum Oberhafen des Industriegebietes bildet sich Giesel aus (7800 mit Kłodz und Eisenbahnvorstadt Randzin 15 000 Einw.), auch Ratibor kann als äußerster Vorposten des Industriegebietes bezeichnet werden (43 000). Als Sitz zahlreicher Behörden, umrahmt von großen Zementfabriken, wird Oppeln zu einer Stadt von 34 000 (mit Umgebung über 50 000). In der Ackerbau Landschaft bleibt Neisse (31 800) die größte Stadt, Neustadt erreicht 19 000, Leobschütz 13 000, Ziegenhals 9000, Katscher 8000 und Oberglogau 7000 und Patschkau 6200 Einwohner, während Grottkau mit nur 4700 Einwohnern stark zurückbleibt.

Von den Städten des übrigen Oberschlesien seien Kreuzburg (11 600), Groß-Strehlitz und seiner Zementindustrie (5800) und Rosenberg (5700) genannt.

Wohl keiner deutschen Landschaft haben die Folgeerscheinungen des Weltkrieges solche Wunden geschlagen wie Oberschlesien, von dessen Industrie der größte Teil an Polen abgetreten werden mußte. Mit seltener Energie ist aber die Provinz an ihren Neuaufbau gegangen.

Lehrreich ist die folgende Tabelle, welche die Einwohnerzahlen wichtiger Siedlungen des deutschen Oberschlesien von 1925 mit denen der Vorkriegszeit vergleicht.

	1910	1925		1910	1925
Hindenburg . . .	63 400	72 900	Gr.-Giesel . . .	15 100	18 000
Gleiwitz . . . .	67 000	81 600	Mikulschütz . . .	13 800	17 800
Beuthen . . . .	51 000	62 600	Biskupitz . . . .	15 200	17 300
Oppeln . . . . .	33 900	41 000	Niedowitz . . . .	10 000	14 700
Ratibor . . . . .	38 800	41 000	Neustadt . . . . .	18 900	17 100
Neisse . . . . .	31 800	32 500	Leobschütz . . . .	13 400	12 700
Zaborze . . . . .	27 100	29 200	Kreuzburg . . . .	11 600	12 300
Roßberg . . . . .	20 000	23 400	Bobrek . . . . .	8 200	14 000

	1910	1925		1910	1925
Ziegenhals . . . .	9 000	9 200	Groß-Strehlig . .	5 800	6 100
Katzer . . . . .	8 300	8 000	Peiskretscham . .	5 300	6 300
Patschkau . . . .	6 300	6 800	Grottkau . . . .	4 700	4 400
Ober-Glogau . .	7 100	7 000			

Große Eingemeindungen haben Anfang dieses Jahres die Städte Hindenburg, Gleiwitz und Beuthen stark vergrößert, so daß heute Hindenburg 130 000, Gleiwitz 100 000 und Beuthen fast 90 000 Einwohner zählen. Auch Ratibor wuchs durch Eingemeindungen auf 50 000 Einwohner an. Mehr als durch Worte zeigen diese Städte durch ihre Ausstellung in der Technischen Stadt in Dresden, was deutsche Latkraft hier im Osten schon erreicht hat und noch zu vollbringen gedenkt. Und so ist ebenfalls zu erhoffen, daß die neuen Siedlungsbauten, die anstelle der Mietskasernen vergangener Jahrzehnte sich fast überall an die größeren Städte Oberschlesiens anschließen, eine Zeit der Vernarbung der durch den unglücklichen Genfer Schiedsspruch dem Lande geschlagenen Wunden einleiten werden. Unbedingt notwendig hierfür ist aber die Erleichterung des Abtransports der oberschlesischen Kohle durch Verbesserung der Oderstraße, Erleichterung der Eisenbahntarife bis Cosel, oder sogar den Ausbau des Kłodnikkanals, der für Oberschlesien dieselbe Bedeutung hat, wie der sich schon Braunschweig nähernde Mittellandkanal für das Ruhrgebiet.

## Alte Reisen in Ostdeutschland

Von Will-Erich Peuckert

Die Nachrichten über Ostdeutschland sind bis ins 13. Jahrhundert hinein so mangelhaft und gering, daß jede Vermehrung unseres Wissens im höchsten Grade willkommen ist. Solche Vermehrung haben wir kaum noch aus unsern historischen Quellen zu erwarten; das meiste, was von ihnen auf uns gekommen ist, kennen wir, — ist bereits verwertet. Da ist es doppelt freudig zu begrüßen, wenn uns aus andern Zusammenhängen Berichte geboten werden, die über die alten Zeiten Licht geben können. Georg Jacob, der rühmlichst bekannte Orientalist, hat eben ein Bändchen „arabische Berichte von Gesandten an germanische Fürstenhöfe aus dem 9. und 10. Jahrhundert“ in den „Quellen zur deutschen Volkskunde“ im Verlage Walter de Gruyter, Berlin, veröffentlicht.

Drei Reiseberichte werden geboten: der des spanischen Dichters al-Gazal an den Hof des Normannenkönigs in Dänemark, die Nachrichten Tartuschis, des spanischen Gesandten an den Hof Ottos des Ersten, und der Ibrahim-ibn-Jaqubs. Tartuschis ist wohl an der Küste entlang über Bordeaux, Kermaria, Rouen, Utrecht, Schleswig zu Otto nach Merseburg gekommen, und über Paderborn, Coesfeld, Fulda, Mainz zurückgereist. Ibrahim aber hat sich in Böhmen, Sachsen, Mecklenburg aufgehalten. Nach Jacobs



Schlüssen sind beide am Hofe Ottos zusammengetroffen, und ein Teil dessen, was sie berichten, ist ihnen dort überkommen. Ibrahim sagt einmal: Der Bericht von der Stadt der Frauen ist wahr; Otto, der römische König, hat mir davon erzählt.

Die Berichte Tartuschis und Ibrahims decken sich in zwei Fällen, in dem eben erwähnten von der Stadt der Frauen, (wo es bei Tartuschis heißt: Die Stadt der Frauen ist eine Tatsache, an der man nicht zweifeln darf) und in dem über Miesko I.

Da es sich hier um unsere weitere Heimat handelt, drucke ich beide Texte ab.

#### Ibrahim:

Was nun das Land des Mescheqo anlangt, so ist es das ausgedehnteste ihrer (der Claven) Länder, und es ist reich an Getreide, Fleisch, Honig und Fischen. Er zieht die Abgaben in gemünztem Gelde ein, und dieses bildet den Unterhalt seiner Mannen; in jedem Monat bekommt ein jeder eine bestimmte Summe davon. Er hat 3000 Gepanzerte, und das sind Krieger, von denen das Hundert 10 000 andere aufwiegt. Er gibt den Mannen Kleider, Rosse, Waffen und alles, was sie brauchen. Wird einem von ihnen ein Kind geboren, so befiehlt er sofort Umweisung des Unterhalts, ob es nun männlich oder weiblich sei, und wenn es geschlechtsreif geworden ist, verschafft er ihm, wenn es männlichen Geschlechtes ist, eine Frau, und entrichtet für es die Heiratsgabe an den Vater des Mädchens. Die Hochzeitsgabe ist bei den Claven groß, und ihr Verfahren dabei ist wie das der Berber. Werden einem Manne 2 oder 3 Töchter geboren, so sind sie der Grund seines Reichtums; werden ihm aber Söhne geboren, so verarmt er.

#### Dazwini:

Mescheqo ist eine geräumige Stadt im Clavenlande am Ufer des Meeres im Dickicht (Sumpf), durch das Heere nicht durchzudringen vermögen. Der Name ihres Königs ist Mescheqo; sie wurde mit seinem Namen benannt. Sie ist eine Stadt reich an Getreide, Honig, Fleisch und Fisch. Ihr König hat Heere aus Fußtruppen bestehend, denn Pferde können in ihrem Lande nicht gehen. Auch erhebt er Steuern in seinem Königreich, von denen seinen Heeren monatlich ihr Lebensunterhalt verabsolgt wird; im Bedürfnisfalle gibt er ihnen auch Rosse, Sättel, Zäume, Waffen und alles, was sie nötig haben. Wird jemand geboren, so zahlt ihm der König seinen Lebensunterhalt aus, ob es ein Knabe oder ein Mädchen ist. Wenn nun das Kind mannbar geworden ist, so verschafft er ihm, falls es männlich ist, eine Frau, nimmt von seinem Vater das Brautgeld und händigt es dem Vater der Frau ein, und das Brautgeld ist bei ihnen hoch. Bekommt also ein Mann zwei oder drei Töchter, so wird er reich; bekommt er aber zwei oder drei Söhne, so wird er arm. Die Verheirathung erfolgt nach dem Gutdünken des Königs, nicht aus freier Wahl; und der König übernimmt ihre gesamte Beföstigung, indem die Kosten der Hochzeit ihm obliegen.

Hängen die beiden Nachrichten voneinander ab? Geht eine auf die andere zurück, oder

entstanden sie unabhängig von einander? Um Klar zu sehen, ist erst einmal notwendig, die Überlieferung zu prüfen. Jacob hat auch dazu das Nötige angegeben. Dazwini's „Denkmäler der Länder“ enthalten Berichte eines Ahmad ibn Umar al-Udhri, dessen Werk verloren gegangen ist, und wieder Udhri bezieht sich auf einen Ibrahim ibn Ahmed at-Tartuschi. Dazwini zitiert Tartuschi in den Berichten über Germania, Gortona, Rouen, Asti, Sachsen (England?), Irland, Mainz, Fulda, Schleswig. In Ostdeutschland ist also Tartuschi nicht gewesen, und der bei Dazwini überlieferte Bericht wird nicht einmal als von ihm herkommend bezeichnet. Also stammt er von Ibrahim ibn Jaqub?

Ibrahim's Bericht kennen wir aus Abu Ubaid Abdallah al-Bekris „Buch der Wege und Länder“, also aus zweiter Hand. Dem Nicht-Orientalisten ist es schwer zu erkennen, wie die Herauslösung und Identifizierung des Berichtes aus al-Bekris Buch erfolgte. Es scheint, man hat ein größeres Stück über die Slavenländer, in welchem mehrere Male sein Name auftaucht, als Ibrahim's Reisebericht herausgestellt. Das heißt, wir haben hier keinen originalen Reisebericht, sondern die auf Ibrahim's und anderer Nachrichten aufgebaute Erdkunde eines Dritten. Daß dem so ist, erweist gleich einer der ersten Sätze, der aus Masudi eingeschoben ist. Wahrscheinlich wird man einmal noch mehr dergleichen Einschübe feststellen, und den Bericht in seine Bestandteile auflösen können.

Wie steht es nun mit der Nachricht über Mescheqqos, also Miesko I. Land? Vielleicht kann hier die Stilkritik, so wenig angebracht sie gegenüber einer Übersetzung auch ist, uns weiterhelfen. Ibrahim's Bericht hat keinen einheitlichen Stil. Wir haben Stellen, die ganz sachlich gehalten sind, Notizen eines Reisenden über Entfernungen, Handelswaren und Kuriositäten. Daneben stehen Angaben ganz anekdotischer Art. Zu diesen gehören die über die Preußen, die Stadt der Frauen, die Zomsburger und der über Mescheqqo, dann die allgemeinen Betrachtungen über die Art und Sitten der Slaven. Rühren die auch von Ibrahim her?

Um diese Frage zu entscheiden, möchte ich eine Stelle herausheben. Es heißt da: Im Westen von den Rus liegt die Stadt der Frauen. Sie besitzen Ländereien und Sklaven. Sie werden von ihren Knechten schwanger, und wenn das Weib einen Knaben zur Welt bringt, tötet sie ihn. Sie reiten zu Pferde, führen selbst Krieg und besitzen Mut und Tapferkeit. Ibrahim ibn Jaqub der Israelit sagt: Der Bericht über diese Stadt ist Wahrheit, Huto (Otto), der König von Rum (der römische König), hat mir davon berichtet. —

Hier wird also eine Sage über das Amazonenland mitgeteilt und Ibrahim soll ihre Wahrheit bekräftigen. Hat aber Ibrahim die Sage selbst erzählt? Oder nimmt Bekri sie wo anders her. Von dem Juden Ibrahim stammt nichts als eine Angabe, daß



Otto I. ihm bestätigt habe, es gäbe ein Amazonenland? Ich glaube, daß dieser Schluß die größere Wahrscheinlichkeit für sich hat. Der Text führt jedenfalls mit dem neuen Einsatz und der Berufung auf ihn zu solchem Schluß. Und ebenso die Tatsache, daß diese Sage durchaus dem knappen Tatsachenstil widerspricht, der eben für Ibrahim charakteristisch ist.

Ist aber die Sage vom Amazonenstaat nicht ibrahimisch, dann darf man ihm auch die sich an sie anschließende Geschichte von Mescheqgo absprechen. Denn erstens wird sie ohne Berufung auf ihn erzählt, — während der Autor ihn sonst durchaus zitiert, — und dann ist sie im selben sagenhaften Stil geschrieben wie die vom Weiberstaat. Endlich berichtet Ibrahim durchaus nur das, was er mit Augen gesehen hat. Oder aus guter Quelle hat.

Jacob hat eine andere Möglichkeit angenommen. Er hält sich an den Satz, daß Otto Ibrahim die Wahrheit versichert habe, und daß der Jude die Nachrichten, welche er bringt, an Ottos Hofe gesammelt habe. Da aber Dazwini die gleichen Angaben in fast den gleichen Worten hat, und Jacob Dazwinis Stücke über die Clavenländer auf Tartuschi zurückführt, nimmt er an, daß Tartuschi zur gleichen Zeit wie Ibrahim an Ottos Hofe gewesen sei. Und daß sie beide dieselben Geschichten gehört und niedergeschrieben hätten. Die spanische Gesandtschaft unter Tartuschi habe den Juden Ibrahim etwa in Schleswig aufgelesen und mitgenommen.

Ein solcher Schluß, so sehr verlockend er ist, scheint mir bedenklich. Zwei Menschen das gleiche erzählt, ergibt noch nicht einen fast sich deckenden Wortlaut der Niederschrift. Das kann wohl nur geschehen, wenn beiden Berichten eine literarische Quelle zugrunde liegt. Und so scheint mir der Schluß recht naheliegend, daß Bekri wie Dazwini noch einen sagenhaften Bericht über die östlichen Länder Deutschlands verarbeitet, und daß, was beide über Miesko I. erzählen, auf diesen zurückgehen scheint.

Es ist nicht meine Absicht, ein Näheres darüber auszumachen. Hier haben die Orientalisten das erste Wort, und meine Bemerkungen bezwecken nichts, als auf die Frage, wie sie sich mir bei der Lektüre von Jacobs ausgezeichnete Arbeit ergab, aufmerksam zu machen. Daß dieser Bericht dem 10. oder angehenden 11. Jahrhundert angehört, dürfte daraus erhellen, daß Polen Mescheqgo-land ist. Miesko I. regierte von etwa 960 bis 992. Wer ihn gegeben hat? Wahrscheinlich doch ein arabischer Reisender. Wir wissen von vielen solchen Geographen und Entdeckern, und Ibrahim und Tartuschi sind nicht die einzigen, die damals Deutschland besuchten. Denn daß der Mescheqgo-Bericht auf einen Araber oder Orientalen zurückgeht, dafür scheint mir die Bemerkung „Die Hochzeitssage bei den Claven ist groß, und ihr Verfahren dabei ist wie das der Berber“ zu sprechen.

Jacob versuchte, die Reisenachrichten Ibrahim's auf 973 zu legen. Dagegen spricht

aber, daß Ibrahim Naqun und sein Land kennt. Naqun = Naccon starb spätestens 967, und Ibrahim hatte sicher nicht daran gedacht, das Land nach dem sechs Jahre Verstorbenen zu nennen; er hätte den lebenden Herrscher angeführt. Jacob führte gegen die Datierung der Reise auf 967 ins Feld, daß da die Jahreszeit nicht passe, denn Ibrahim hätte dann im August Merseburg gesehen, und da balze kein Auerhahn, von dem er erzählt, mehr. Wenn aber dieser erzählende Teil nicht von ihm stammt, — er hat denselben Stil wie der Mescheqo-Bericht —, dann fällt natürlich dies Argument. Ich möchte zu Ende kommen, weil ich — wie gesagt, nur auf das Jacobsche Buch aufmerksam machen wollte. Und zeigen wollte, welche Probleme für uns gerade darin stecken. Man wird das dünne Bändchen mit seinem reichen Inhalt nicht unbeachtet lassen dürfen, wird es vielmehr aufs ernsteste durchsehen und durchprüfen müssen. Die Ausbeute, besonders aus dem erzählenden Teil des Ibrahimberichtes, ist groß, und für die Volkskunde des östlichen Deutschlands, das sei doch noch erwähnt, von größtem Interesse.

## Zu unsern Wilhelm Doms-Bildern

Wilhelm Doms als Denker und Schriftsteller

Von Karl Czodroff

Wilhelm Doms als Künstler ist uns heute kein Fremder mehr. Wenn auch — bedauerlicher, aber auch wieder sehr bezeichnender Weise — das Ausland es war, das auf die großen künstlerischen Qualitäten Doms zuerst hinwies, so folgte doch nach dem Kriege die deutsche Kunstkritik auf dieser Bahn nach, und wir glauben feststellen zu können, daß die Veröffentlichungen über den Künstler Doms in unserer Monatschrift „Der Oberschlesier“, insbesondere das Doms-Heft im Oktober/November 1924, einiges dabei geholfen haben. Unsere Doms-Veröffentlichungen wurden über Oberschlesien hinaus eine Überraschung und ein Ereignis.\* War es doch auch hier so, daß zuerst der Prophet gerade in der eigenen Heimat nicht viel galt. Man kannte in Oberschlesien zwar die berühmte Schnupstabakfabrik der Firma Doms in Ratibor, wußte aber nicht, daß Wilhelm Doms in Berlin, ein Mitglied der Ratiborer Familie und ein richtiges Kind Oberschlesiens, sich zu einem gottbegnadeten Künstler durchrang.

Unsere Leser kennen Doms als einen Maler der Phantastik, als den Darsteller des Grauens, aber auch bereits als Landschafts- und Portraitmaler. Wir geben auch heute einige seiner Bildwerke wieder, die geeignet erscheinen, das Bild über den Maler Doms abzurunden.

Was aber den wenigstens bekannt sein dürfte, ist die Sendung Wilhelm Doms als

\* Gerade dieses Domsheft war schnell vergriffen.

Denker und Dichter. War es für Wilhelm Doms bereits sehr schwer, sich in der bildenden Kunst durchzusetzen, weil er ja niemals in seinem Leben zu einer bestimmten Richtung, Gruppe und Zunft gehörte, weil er ja erst in späteren Jahren über die Musik zur bildenden Kunst kam, überhaupt in seinem Leben und Schaffen dornenreiche Umwege gegangen ist, so wurde ihm die Anerkennung als Denker und Schriftsteller bis jetzt so ziemlich ganz versagt, einige erfreuliche Ausnahmen abgerechnet.

Und doch wird man schon bei der Betrachtung der Domschen Bilder ohne weiteres erkennen und zugeben müssen, daß nur ein Künstler diese ausdrucksvollen Werke schaffen konnte, der ein ganz selbsteigenes, wenn auch ganz eigenartiges Weltbild in sich trägt, welches schon deshalb zur Kenntnis genommen werden mußte, weil der Mensch Doms eine große und edle Seele hat, er so überaus bescheiden und innerlich gut und ehrlich ist, mit einem starken Ekel vor allem Oberflächlichen und Niedrigen, was den selbstquälerischen, gegen sich selbst am meisten kritischen Wilhelm Doms einen ganz Einsamen werden ließ.

Doms große Gestaltungskraft als Denker und Schriftsteller erkannte frühzeitig der Verlagsbuchhandel. Bereits 1907 erschien im Verlage von R. Piper in München von ihm ein umfangreiches Werk „Die Odyssee der Seele“; dann wäre noch sein Buch „Entvölkerung oder Barbarei“ zu nennen.

Wer den Denker und Schriftsteller Doms kennen lernen will, wird dazu zweierlei mitbringen müssen: Eine feste Weltanschauung, die sich nicht ins Uferlose treiben läßt und guten Willen, Unvoreingenommenheit, Güte und edles Menschentum, das auch dort zu verstehen sucht, wo das eigene Erkennen und Weltempfinden nein sagt.

Doms ist kein Modeschriftsteller, er kommt dem Zeitgeschmack in keiner Weise entgegen. Er steht immer eigenwillig abseits und gilt — wie als Maler — auch hier als ein Außenseiter. Die Schuld trägt, wie er selbst bekennt, der tragische Verlauf seines Lebens, vor allem der merkwürdige Zufall, daß er nicht mit Strebens- und Anschauungsgegnossen in Berührung kam. Das Lesen war ihm von jeher ein Greuel; selbst leichtes Zeitungslesen wird ihm zu schwerer Geistesarbeit und Qual, weil er immer alles gleich bildhaft und plastisch vor sich sieht, was er liest und ihn dann die Fülle des Gesehenen und Miterlebten zu erdrücken droht. Die wissenschaftliche Schulung fehlt ihm zum Teil. Immer wieder bringt er mit bitteren Worten zum Ausdruck, daß er nicht zur Zunft gehöre. „Der Deutsche ist leider nach wie vor Autoritätsanbeter und hält es für unmöglich, daß jemand, der nicht Professor, mindestens Doktor ist und sich nicht auf einer Universität mit Weisheit vollgesogen hat, geistiger Führer sein kann.“

Dafür bringt Doms umso reichere Gaben der Phantasie und des Grübelns mit. Ihm eignet die Gabe des Schauens, wie er ja in der „Avantgarde“ ein Symbol

des Weltkrieges voraus empfand. (Das Bild stammt aus den Jahren 1912/13.) Auf ihm lastet deshalb doppelt schwer das gespenstisch Quälende der Gegenwart und er wird beherrscht von einer gewissen Angst vor dem Kommenden.

Dabei ist Doms von jeder Illusion frei und fordert Befreiung von aller Illusion. Die Wahrheit bedarf nach seiner Anschauung keiner Deckmäntel, da sie sich vermöge der ihr innewohnenden ewigen Kraft doch immer durchsetzt. Und er fürchtet das Fallen aller Illusion nicht. Im Gegenteil: er weiß, daß hinter ihr erst der Blick auf die ewige Schönheit der Welt sich auftut. Daß Schrecken, Grauen allem Sterblichen gegenüber zu ihr gehört, gehören muß, und es zwecklos ist, es wegleugnen und bemänteln zu wollen, weiß er, der Künstlerische Denker besser, als jeder andere. Allein seine — des als Darsteller des Grauens bekannt gewordenen Künstlers — Werke betonen das aufs nachdrücklichste. Aber er weiß auch, daß nur auf dem nachtschwarzen Grunde des Chaos die Sterne strahlen; die Himmelskörper, wie die Sternennunder des Lebens.

Einen Wahrheitsfanatiker könnte man ihn nennen, abhold jeder schematischen Einordnung, wo es sich um die großen geistigen Güter handelt. So meint er in einem Briefe vom Februar 1928, als man ihm vorwarf, daß er sich politisch nach rechts festgelegt habe, indem er seine Bilder im Kunstverlage Scherl ausstellte: „Ich hörte, daß eine Ausstellung in diesem Kunstverlage eine Art Aufgeben der künstlerischen Neutralität bedeuete. Diese Auffassung war mir sehr unangenehm, überraschend und sie ist in meinem Falle gänzlich unzutreffend und geradezu grotesk. Als ich einmal mit einem meiner bevölkerungspolitischen Ideen behandelnden Artikel zum „Lokal-Anzeiger“ kam, meinte man, der sei etwas für die Rote Fahne! Aber man ist auch dort objektiv genug, um deswegen doch den Künstler zu schätzen. Ich kann mir darum nur vorstellen, daß man anderwärts ebenso denkt. Ich meinerseits würde, wenn das „Lageblatt“ einen Ausstellungsraum hätte, sehr erfreut sein, auch da ausstellen zu können. Wenn ich nun, nachdem ich von den bestehenden Anschauungen Kenntnis erhalten habe, auch nicht erwarte, daß in dieser Zeit böser Spaltungen Mitarbeiter andersgerichteter Blätter die Ausstellung besuchen, so hoffe ich doch, daß es dem Künstler nicht verargt wird, wenn er eine sich bietende Gelegenheit nicht vorübergehen läßt, eine größere Anzahl Arbeiten auf einmal zu zeigen.“

Wo Doms gegen das Schlechte zu Felde zieht, steht ihm eine ganz scharfe Satyre zu gebote und unserer ganzen Zeit steht er satyrisch gegenüber. Er glaubt nicht an einen Weiteraufstieg der Menschheit, dies zwar in technischer, aber nicht in seelischer Beziehung, in der er ihre absolute Höhe und Blüte, die, wie bei allem Lebendigen etwas Einmaliges ist, für überschritten hält. Seine starke Selbstkritik geht auf künstlerischem





Gebiete soweit, daß seine eigene Arbeit ihm manchmal sinnlos erscheint und er in einem einzigen Jahre 80 Bilder und unzählige Zeichnungen vernichtet hat.

Doms ist Pessimist in allem Menschlichen, aber er ist Optimist in allem Metaphysischen. Zwar kennt er eigentlich keine Metaphysik, nur eine Symphysik. Für ihn ist die Welt die vollkommenste Einheit des Geschehens. Der Stoff nur ein Schein, in Wahrheit Geistballung, wechselnde Gestalt der ewigen Weltseele. Da also auch der Stoff, das Physische für ihn nicht Stoff, sondern Geist ist, gibt es für ihn nichts, das hinter dem Physischen zu sein brauchte. Er materialisiert nicht die Seele, sondern beseelt die Materie. Doch wäre es Unrecht, Doms damit das religiöse Empfinden absprechen zu wollen. Das Gegenteil ist der Fall. Nur bedarf es eines gründlichen Eindringens in seine Gedankengänge, um seine Weltanschauung in dieser Richtung, und überhaupt, zu würdigen.

Längst vor Spengler hat er den Untergang der Kultur vorausgesagt, allerdings aus anderen Gründen. Und damit kommt Doms zu einer seiner grundlegenden Anschauungen, wo ihm viele und auch ich nicht folgen können, sei es aus Gründen der nationalen Geltung unseres Volkes, sei es aus unserer kirchlichen Weltanschauung heraus. Er fordert die Geburtenbeschränkung, weil nur auf diesem Wege, wie er meint, einem kommenden Chaos, einem Vernichtungskrieg aller gegen alle vorgebeugt werden könne. Ich will auf diese Frage nicht weiter eingehen.

Scharf zieht er gegen die zünftigen Philosophen zu Felde. Er hält die geltende Philosophie für zwecklos, weil sie sich immer im Kreise drehe. „Die Menschen, die mir begegneten und von denen ich merkte, daß sie philosophisch gebildet seien, bestätigten mir diese erratene Wahrheit völlig. Sie geheimnisten mit Dingen herum, die in meinem Gefühl längst vorhanden waren, deren Nichtigkeit, d. h. Unlösbarkeit mir aber ganz selbstverständlich war. Ja, die Welt steckt voller Rätsel; oder besser vielleicht, sie ist ein einziges Rätsel, das nur, je nach der Betrachtungsweise, seinen Plag und seinen Namen wechseln kann. Begreife doch einmal einer das Zueinandergreifen von Raum, Zeit und Kausalität. Überall antwortet die Welt auf unsere Fragen ja und nein zugleich . . . Ich pfeife auf alle Rätsel, auf den Punkt mitsamt der Bewegung und freue mich an dem, was aus beiden entsteht, an der unübertrefflichen Welt.“

Wilhelm Doms kennt keinen prinzipiellen Unterschied zwischen dem Dichter und dem Denker. Die Philosophie nennt er eine ernüchterte Poesie. In seinem Vorwort zur „Odyssee der Seele“ ruft er: „O könnte ich doch die Welt von den Buchstaben befreien und den Menschen klarmachen, daß jeder von ihnen ein Nagel zum Sarge des Geistes ist. Fast möchte man glauben, daß gar nicht so viel Geist auf der Welt sei, als von diesen Horden von Totengräbern umgebracht werden kann . . . Die Wahrheit ist ihrem Wesen nach poetisch, der Schönheit willingschwester, und nur die

Dichtung kann ihr gerecht werden . . . In einer Dichterstrophe spukt sie (die Wahrheit) und schwebt und tönt und leuchtet, wie die Phiole des Homunkulus; aber kein Wesen auf der Welt weiß weniger mit ihr anzufangen, als — der Philosoph. Plattgequerscht soll sie werden zwischen zwei oder mehr Einbanddeckeln. Wenn sie da nicht hineinwill, so soll sie der Teufel holen! — In der Brandung des Meeres rauscht sie, von den Sternen blickt sie herab in ewigem Schweigen, in einer Symphonie donnert und spottet sie, und einen grimmigen Hohn meine ich überall herauszuhören gegen den Schwächling, der sie mit der Kneifzange verfolgt, statt sich zu berauschen an ihrer erhabenen Größe.“

Wahrhaftig, die *C p r a c h e* des Dichters, eine Formkraft und ein Gestaltungswille, der Großes zu schaffen berufen sein könnte. Dazu ein angeborener Blick für das Wesentliche, ein leidenschaftlicher Wille, der sich entfaltet wie unter einem biologischen Zwange, Grübler und Erfinder nicht nur im Geistigen. Doms hat auch auf technischem Gebiete bereits mehrmals Erfindungen gemacht und Reichspatente erhalten.

Was Doms, abgesehen von seinen Bildern, wohl zunächst bisher den Erfolg versagt hat, das eben ist d a s G e g e n s ä t z l i c h e. Die Fülle der Eindrücke droht ihn zu ersticken, läßt sein schriftstellerisches Schaffen unklar erscheinen, hat schwere Nervenzusammenbrüche zur Folge und erzeugte sprachliche Zwangsvorstellungen mit jahrelangen unerträglichen Kopfschmerzen. Auf der einen Seite wagt sich Wilhelm Doms mit bachantischem Kraftgefühl an das Höchste, aber er wirft seine großen und wertvollen Gedankenblöcke durcheinander, sodaß er dann selbst die Übersicht zu verlieren scheint.

Sehr treffend hat er deshalb sein Schaffen mit *D o y s s e u s* verglichen. „Kompaß und Seekarten waren dem so fremd wie mir das positive Wissen.“ „Ich habe ja eine *Doysee* geschrieben, eine Irrfahrt. Der letzte Teil ist eine wilde Fahrt durch ein wüstes Meer, in dem ich keinerlei Orientierung und keine Ahnung hatte, wo ich landen würde; das ist von dem Augenblick an, da mir die Ahnung aufging, daß die Urkräfte auch Körperbildend, nicht nur Körperbevegend seien. Den ganzen Rest schrieb ich in vier Wochen. Wenn ich aber abends Land zu sehen meinte, so ergab es sich am Morgen, daß es nur eine *fata morgana* gewesen war. Und doch war es gut, daß ich sie gesehen hatte; war sie doch der Widerschein eines fernen Landes, der fernen Wahrheit.“

Es fällt Doms schwer, sich durchzusetzen. Man kann den Grimm dieses schöpferischen Menschen verstehen, wenn er dann sehen muß, wie viele seiner Gedanken, die er mit gutem Gewissen ganz aus sich heraus geschöpft hat, von anderen zur Darstellung gelangen. „Gedanken, Erkenntnisse, die nicht sofort von einem rührigen Verleger mit dem Namen des Autors fest verknüpft und für diesen in ihrer Priorität gesichert sind, werden vogelfrei und zerflattern in alle Winde. Nicht nur e i n späterer geistiger Nachfolger darf sich, ohne jeden Nervenaufwand, an ihnen bereichern, ja seine ganze

literarische Bedeutung auf ihnen aufbauen, sondern viele dürfen aus ihnen erschöpfliche Nahrung ziehen. Der wahre Autor aber hat seine Nerven hineingearbeitet und wird mit dem für die Welt gleichgültig gewordenen Werk in eine modrige Ecke des Geisteslebens geworfen, wo er sich, wie sein Werk von den Nachfolgern, selbst in seinem Geist wie von nagenden Würmern durchfressen fühlen darf."

Den nachträglichen Beweis der Priorität zu führen ist nun Wilhelm Doms ganzes Sinnen und Trachten der letzten Jahre, das ihn aber abhält von dem eigenen praktischen Schaffen. Wilhelm Doms glaubt beispielsweise den Beweis führen zu können, daß das berühmt gewordene Buch Ludwig Schleichs „Das Schaltwerk der Gedanken" in seinen wichtigsten Kapiteln sehr vieles enthält, das in der „Odyssee der Seele" 1 $\frac{1}{2}$  Jahrzehnte früher niedergelegt worden war. Gerade die Teile vom „Schaltwerk der Gedanken", die von der Wissenschaft anerkannt werden, so meint Doms, fußen und wurzeln auf seinen mühsam erkämpften Erkenntnissen. Ich kenne das „Schaltwerk der Gedanken" von Schleich nicht, kann also nicht beurteilen, inwieweit Doms recht hat oder, inwieweit er außer acht ließ, daß eben das Geistesleben einer Zeit in tausend verschiedenen Prämissen vorbereitet wird, Ideen zu bestimmten Zeiten gewissermaßen in der Luft liegen und von verschiedensten Seiten gleichzeitig erkannt werden können. Daß es Doms aber mit seiner Ansicht, er sei um seine Geistesarbeit bestohlen worden, ernst ist, bedarf bei ihm keiner besonderen Begründung, und es wäre eine reizvolle Arbeit, diese Dinge auf ihre Richtigkeit nachzuprüfen, ja, es wäre dies eine selbstverständliche Pflicht für die Geistesführer unseres deutschen Volkes.

Wilhelm Doms wäre, wie er mir kürzlich mitteilte, bereit, e r n s t h a f t e Bestrebungen in dieser Richtung durch Übersendung vorgearbeiteter Exemplare zu erleichtern, in denen die korrespondierenden Seiten jeweils des anderen Buches neben dem Text geschrieben sind, er machte jedoch darauf aufmerksam, daß die Arbeit infolge der Unzahl der Analogien nicht gering ist und nur einen Erfolg haben kann, wenn sie in wissenschaftlicher Weise durchgeführt wird.

Hier im „Oberschlesier", wo wir uns auf unsere Heimataufgaben beschränken, konnten wir in der Hauptsache nur einen Bericht über Wilhelm Doms Art geben, mit dem besonderen Ziele, das Verständnis für diesen grüblerisch schaffenden Landsmann zu wecken. Wir hoffen, daß durch diesen Bericht damit gleichermaßen auch das Verständnis insbesondere für Doms Werke der bildenden Kunst vermehrt wird.

# Schulrundfunk und pädagogischer Rundfunk

Von Schultat Lehmann-Kreuzburg

„Zwei Seelen find in meiner Brust!“ möchte der Pädagoge mit dem Dichter sprechen, dem die Aufgabe gestellt wird, dem Schulrundfunk Wege zu weisen oder Richtlinien für die Einführung zu geben.

Auf der einen Seite sieht er den *Siegeslauf des Rundfunks*, dieses Wunders der Technik, der als eines der größten Bildungsmittel unserer Zeit angesehen werden muß, dem seine Wege in Palast und Hütte gebahnt sind und der immer größere Wirkungen ausübt. Es wäre eine pädagogische Sünde, diesem Bildungsmittel nicht die nötige pädagogische Beachtung zu schenken.

Auf der anderen Seite steht unsere deutsche Schule, dieser lebendige Aufbau, der emporgewachsen ist auf historischer Grundlage, an dem die besten philosophischen und pädagogischen Kräfte aller Zeiten und Jahrhunderte gearbeitet haben, an der wir selbst mit 1000 Fasern, mit ganzer Seele hängen: unsere jessige *deutsche Arbeitschule*.

Sie ist das Ergebnis tiefer Arbeit, das Maß der Persönlichkeit des Lehrers, der sich in ihr auswirkt, um nicht nur methodisch Unterricht gleichsam handwerklich zu erteilen, sondern künstlerisch-unterrichtlich und erzieherisch bemüht ist, die jungen Seelen zu führen und zu leiten; verantwortlich vor sich und der deutschen Jugend.

Im Rundfunk sehen wir eine technische Erfindung, die die leisesten Schwingungen menschlichen Geistes durch den *Apparat* übertragen kann, nur ans *Dhr* sich wendend und doch den erwachsenen Zuhörer packend, in der gefühlsmäßige oder verstandesmäßige Auswirkungen in musikalischer oder vortragsmäßiger Beziehung erfolgen können. Dieser Rundfunk soll Einzug halten in die *lebendige Schule*, die in allen ihren Forderungen, besonders in denen der letzten Zeit, den sogenannten Reformbestrebungen, alle Ausdrucksmittel, nicht nur des *Dhres*, sondern des Auges, Mundes, des Tastsinns, des Minenspiels, der Geste und des Formensinns pflegte und diese Vielseitigkeit unbedingt zur Bildungsarbeit zählt; die Schule, die durch *Selbstätigkeit* zur *Selbständigkeit* dringen will, die zur Latschule auch in freier geistiger Arbeit fortschreitet.

Man vergleiche: die erwachsene Zuhörerschaft eines Konzertsaaes, Theaters oder Vortrages mit der lebendig arbeitenden Klasse! — Hier die rezeptive Aufnahme der Allgemeinheit, dort den nach dem Unterrichts- und Erziehungsziel strebenden Lehrer, der es darauf abieht, jede Regung des Individuums zum Ergebnis kraftbildenden Unterrichts zu fördern.

*Rundfunktechnik* und *neuzetlicher Schulbetrieb*! Gegensätze, die

scheinbar für den bewußten Arbeitsschulmethodiker unüberbrückbar sind und trogdessen überbrückt werden müssen.

Der Ausweg wird sich nur in langsamen, in wohl überlegten Formen und Übermittlungen vollziehen müssen, die nach und nach zum S c h u l f u n k führen können. Mir scheint, daß diese Erwägungen viel zu wenig beachtet werden. Man vergißt, wie öfter in der Pädagogik, daß man es mit K i n d e r n , mit der lebensvollen Schule in Arbeitsschul-technik zu tun hat und glaubt, die Übertragungen für die E r w a c h s e n e n in etwas kindertümlicher Form der Schule bieten zu können. So einfach ist dies denn doch nicht. Wir wollen als deutsche Lehrer mit d e u t s c h e r Gründlichkeit auch an die Lösung dieser Aufgabe herangehen, unbeschadet etwaiger abwegiger Beurteilungen; unser pädagogisches Gewissen zwingt uns trotz Einsicht der Größe und Bedeutung der Radiotechnik recht vorsichtig und zielbewußt die neue Schulfunkform in rechte Bahnen zu führen.

Alle bisherigen Anfänge des Schulfunks, die sowohl vom Westen (Langenberg-Köln) als auch im Osten (Königsberg) und vor allem über den Deutschlandsender durch das Zentralinstitut für Erziehung und Unterricht, Berlin unternommen worden sind, begrüßen wir mit Freude, doch gelten sie teilweise nur für h ö h e r e S c h u l e n , — so die künstlerischen Darbietungen der Deutschen Welle, — sind aber im allgemeinen sowohl in methodischer als auch stofflicher Hinsicht so gehalten, daß wir sie im Osten als Musterformen nicht ansprechen können.

Ich sehe nicht an zu sagen, daß wir uns unsere rechte Form des Schulfunks erst selbst werden suchen müssen.

\*

Nach diesen allgemeinen Erwägungen betrachten wir die V o r a u s s e t z u n g e n und B e d i n g u n g e n , unter denen ein Schulfunk stehen muß:

Der Schulfunk wird sich außer der einwandsfreien Übertragung, die aber hier nicht zur Aussprache steht, die ich nur am Schlusse kurz erwähnen möchte, soweit als denkbar den pädagogisch-methodischen Erfordernissen und Belangen unserer Schule anpassen müssen:

Die hauptsächlichsten Gesichtspunkte ergeben sich zunächst aus der S t o f f a u s w a h l .  
1. Der Schulfunk muß dem S t a n d p u n k t e der K i n d e r entsprechen.

Unsere Kinder sind in der Gesamtheit keine künstlerisch-ästhetisch veranlagte Naturen, die an größeren Werken Gefallen finden; sie sind auch für dergleichen Aufnahmen noch nicht reif genug.

Wir können noch so sehr dieses künstlerische Empfinden der Erwachsenen in die Kinder hineinzutragen versuchen; es wird uns kaum gelingen, tiefere Erfolge zu erringen. Diese Erfahrungen bei Schülerkonzerten und Aufführungen lassen sich begründen.

Auch ein einfaches Kinderlied kann künstlerisch ausgelöst werden; kurze Liedchen, Märchen, Geschichten, Belebungen des Unterrichts in leichter Rede, in Frage und Antwort wiedergegeben, geschichtliche, naturkundliche, geographische und sonstige Darbietungen sind für die Volksschule am Plage. Sie werden wirken wie die Fibel, das Lesebuch und Quellschriften. Nur wer die tiefgründige Arbeit der Verfasser solcher Bücher kennt, weiß, was sich fürs Kind schießt. Nur der Belauscher der Kinder, der Psychologe, der Lehrer, der Kenner unserer Kinder, hat eben hier ein Urteil, nicht der Gelehrte und Künstler. Die experimentell-psychologische Pädagogik und Forschung hat uns ja gezeigt, wie gerade das Kind viel mehr am Sinnlich-Anschaulichen, Darstellerischen haftet, als wir es vermuteten. Darum auch hier als Pestalozzizünger: „Sin zum Kinde“, nicht vom Erwachsenen aus.

2. Der Schulfunk wird nie volkstümlich werden, wenn er nicht heimatisch ist. Ein allgemeiner Schulfunk, zentral gehalten, kann ja technisch leichter zu handhaben sein, erfasst aber die kindliche Heimatseele nicht. Bei all unserem Schulbeginnen in der Arbeits- und Heimatschule knüpfen wir ans Heimatliche an; dieser Grundsatz ist uns Ziel und Stern.

Wollen wir die Herzenstöne der heimatlichen Kinderwelt erfassen, so müssen wir uns danach richten. Wenn wir z. B. es nicht vermögen, unseren oberschleßischen Kindern im Wehen und Weben unserer schwermütigen oberschleßischen Wälder, im Quellsäuseln, im Baumesrauschen und Lerchenjubil die Heimat eines Eichendorff, u n s e r e Heimat, im dunstgeschwängerten Luftkreis, im Stampfen und Dröhnen der Maschinen des Hüttenbezirks, diese Heimat als Untergrund unserer Darbietungen zu malen, so wird alles Tun umsonst sein.

„Heimaterde, Du liebe“, das ist uns der Anfang, die Inhalte, wie in unseren Lesebüchern „Deutschland, mein Vaterland“ oder im „Deutschen Erbe“ müssen uns Richtlinien für unsere literarischen Darbietungen werden.

Ich denke mir den Schulrundfunk im Geiste des „Oberschlesiens“, für Kinder gehalten, der wohl nur heimatische Belange vertritt, aber doch außerdem dem gesamten Vaterlande dient. Das ist keine leichte pädagogische Arbeit, aber eine große dankbare Aufgabe für uns. Unsere methodische Anschauung verlangt auch, daß wir die Stoffauswahl in zusammenhängenden Gedankenkreisen für die Schülerwelt bieten, nicht zusammenhangslose Einzelleistungen, wie sie in Rücksicht auf den Vortragenden geboten erscheinen.

3. Ein oberschleßischer Schulfunk wird besonders das f l a c h e L a n d berücksichtigen müssen. Künstlerische und rhetorische Leistungen sind in Großstädten und den Städten im allgemeinen den Kindern auch ohne Rundfunk zugänglich. Die harte Arbeit der Landschule müßte aber besonders durch liebende Sorgfalt bei Stoffauswahl und in den Darbietungen betrent werden.

Wenn wir als Volkserzieher gerade vom Lande die Erneuerung des Volkstums erwarten, so ist hier der Hebel der Kraft einzusetzen. Regierungsdirektor Dr. B ü r g e r wies in seiner Eröffnungsansprache des Breslauer Schulrundfunks treffend darauf hin, indem er sagte, daß der Rundfunk „das Bewußtsein der Verbindung mit Gleichstrebenden geben, manche Anregungen vermitteln und in der Erfüllung der Aufgaben helfen solle.“ „Herz und Wille der Knaben und Mädchen sollen bis ins Innerste gepackt werden.“

4. Mit diesem Gedanken sind wir schon auf das Wie der Darbietungen gekommen: Der Schulfunk muß sich bemühen, sich der *Arbeitschulmethode* der Schule zu nähern und Anregungen zur Weiterarbeit geben. Wenn wir ihn vorläufig auch nur als Hilfsmittel und zur Unterstützung und Belebung des Unterrichts benützen können, er muß schon in den Anfängen solchen pädagogischen Einschlag haben, der ihn unverkennbar zum Einbau in unsere Arbeitstechnik der freigeistigen Arbeitsmethode geeignet erscheinen läßt. Unterrichtsbeispiele, Kinderaufführungen und Kinderleistungen müssen nicht die Ausnahme, sondern die Regel bilden. Daß dies zu erstreben möglich ist, bezweifle ich nicht. Das liegt dann an den Bemühungen der Lehrerschaft, die ja bei ihrem idealen Streben, ihrer Heimatschule zu dienen, noch nie versagt hat.

5. In unserem obereschlesischen Grenzgebiet hat der Schulfunk noch die höchste Aufgabe, in *nationaler Hinsicht* ein Bild der deutschen Kulturhöhe zu bieten und in dieser Beziehung wirksam zu sein. Gerade die Schulen unserer Heimatprovinz werden ja allenthalben früher und heut aus besten Munde als die besten und aufgabenreichsten hingestellt und gerühmt. Möchte auch in bezug auf den Schulfunk bald nur *eine Stimme* herrschen, daß unser Kleinod, die deutsche obereschlesische Schule, ein weiteres unübertreffliches hohes Bildungsmittel, den Schulfunk, ihr eigen nennt.

\*

Die aus den genannten Erwägungen herausgestellten Vorschläge ergeben sich von selbst. Ein bei der Regierung gebildeter Arbeits- und Gesamtauschuß unter dem Vorsitz des Herrn Regierungsdirektor Dr. W e i g e l wird bezüglich der *Sendezeiten* und der *Stoffauswahl* die nötigen Veranlassungen treffen. Fast in derselben Zeit haben in Gleiwitz die Vertreter der obereschlesischen Presse getagt und sind erfreulicherweise fast zu denselben Forderungen für den Rundfunk für die Erwachsenen gekommen, die ich für den Schulfunk stellte.

Ich begrüße diese Zusammenarbeit auf das herzlichste und erhoffe von diesen Herren die wirksamste Unterstützung auch für den Schulrundfunk.

Die technischen und örtlichen Schwierigkeiten, die sich anscheinend bei unserem Zwischensender Gleiwitz ergeben, müßten im Interesse der hohen Aufgaben des Schulfunks überwunden werden.

Für die Schulen Oberschlesiens wird uns wöchentlich eine Morgenstunde zur Verfügung gestellt werden können; das ist ein Gebot der Notwendigkeit. Nur am eigenen Sender sind die vorher ausgesprochenen heimatlichen Belange, ebenso die pädagogischen Vorschläge zur Angliederung an unsere oberschlesische Heimatschule erfüll- und durchführbar.

So wie ich mich der Hoffnung hingebe, daß die technische Schwierigkeit ihre Lösung findet, ebenso erhoffe ich die freudige Mitarbeit der oberschlesischen Lehrerschaft zunächst in und um Gleiwitz zur Ausgestaltung und Verwirklichung der Schulfunksendungen. Vorschläge zur Aufstellung der Vortragsfolge erbittet der Arbeitsausschuß von allen Lehrpersonen, die an dem jüngsten Sprößling unserer Schule besondere Anteilnahme zeigen.

Es dürfte sich empfehlen, dann in Form von kleinen Druckschriften allen Schulen den Inhalt des Schulrundfunks für einen Monat bekannt zu geben, damit die Vorbereitungen und Auswertungen in den Schulen erfolgen können.

Sehr dankens- und begrüßenswert wäre es ferner, wenn auch die oberschlesische Presse als Wegbereiterin eines heimatlichen Schulrundfunks diese Gedanken und die späteren Veröffentlichungen breiteren Schichten bekannt geben würde. Das ist meinerseits ein stiller Herzenswunsch, denn dadurch würde manchen Kreisen, die die Bedeutung der Volksschule immer noch verkennen, offenbar werden, welche stille, nimmermüde und treue Kulturarbeit die Volksschule im allgemeinen leistet.

\*

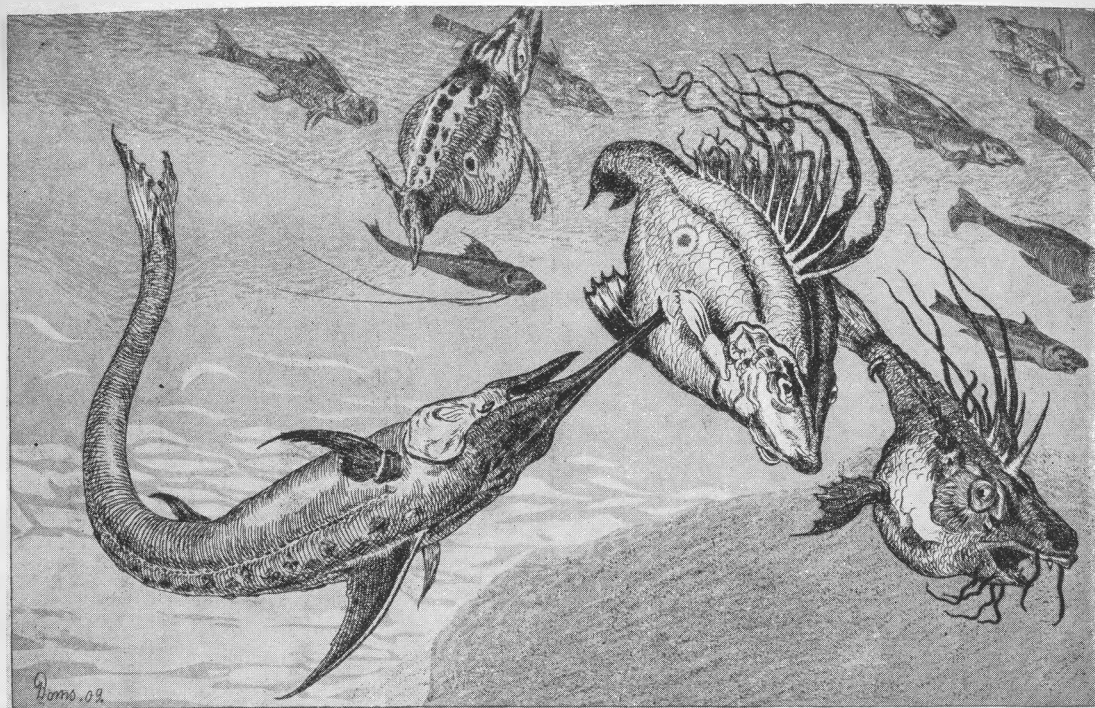
Auch bezüglich des allgemeinen pädagogischen Rundfunks müßte meines Erachtens in der schärfsten Erfassung der Aufgabe ein festumrissenes, führendes und mustergültiges Programm aufzustellen möglich sein.

Es handelt sich hier um die Lehrerfortbildung, die Jugendpflege und Fortbildungsschularbeit, sowie die Elternberatung.

So wie wir im Schulfunk nach den Richtlinien gemeinsame Ziele und Aufgaben für alle Schulen lösen, durch kleine Vorträge der Lehrpersonen, Lehrbeispiele, Kindermund usw. allwöchentlich zusammenhängende Sachgebiete darbieten können, werden wir bei den erwachsenen Zuhörern der eben genannten Bildungspflege auch gemeinsame, zeitgemäße Stoffgebiete herausfinden, die besonderes Interesse erwecken.

Die Arbeitsgemeinschaften der Junglehrer würden es gewiß besonders begrüßen, wenn außer den Sendungen des Zentralinstituts über die Deutsche Welle, wenigstens alle zwei Wochen an einem Nachmittage ein pädagogischer Vortrag mit mehr örtlichem Einschlag oder aber, wie das schon in Bonn über Langenberg geschieht, durch die Arbeitsgemeinschaften selbst die pädagogische Arbeit über ein bestimmtes Gebiet zur Behandlung gelangte. Die Bonner Pädagogische Akademie hat die Aussprache über die körperliche Züchtigung z. B. in recht ansprechender Form durchgeführt. Die gemeinsame Arbeit dürfte für die Fortbildung unseres Nachwuchses und aller Lehrpersonen überhaupt reiche Früchte tragen.





Aber auch Vorträge und freie Gespräche für Fortbildungs- und Berufsschulen, musikalische Darbietungen und Vorträge für die Jugendlichen sind ein dringendes Bedürfnis. Die Jugendführer des flachen Landes sind oft nicht in der Lage, immer wieder anregende Vorträge zu halten, und, wie die Erfahrung zeigt, oft vor neue Aufgaben gestellt. Wie dankbar würde man hier fortlaufende wissenschaftliche, als auch unterhaltende Darbietungen des Senders willkommen heißen.

Auch hier gebe ich, wie die Herren der Presse, dem Gedanken Raum, daß Persönlichkeiten gewiß vorhanden und bereit sein würden, im heimatlichen Gepräge für die ober-schlesische Jugend zu wirken.

Wichtig erscheint mir auch die Arbeit für Elternberatung und Elternabende. Die engere Verbindung zwischen Elternhaus und Schule, an die unsere neue Schule geknüpft ist und die sie erstreben muß, würde eine neue Quelle für Aus-sprachen und Anregungen bilden. Feste und Feiern würden durch einen planmäßigen, gut geleiteten pädagogischen Rundfunk weihesvoll ausgestaltet werden können.

Von dem Königsberger und Frankfurter Sender werden solche Darbietungen geboten. Alle diese Wünsche sind erfüllbar, da sich ja das Mikrophon überallhin tragen läßt und Sendungen auch außerhalb Gleiwitz möglich sind. Für die Jugendpflege wäre auch nur eine Abendstunde in der Woche vorzusehen, während für die Elternabende vorläufig allmonatlich ein Abend genügen dürfte, der von der Sendestation erbeten werden könnte. Den pädagogischen Volkserzieherkreisen erwächst durch die Lehrplanfrage neue Arbeit, die aber m. E. bei den verfügbaren Kräften ausführbar ist.

Diese Zeilen sind ein W e r b e r u f für ein buntes Bild der Betätigung für einen heimatlichen Schul- und pädagogischen Rundfunk.

Diese Aufgabe harret bei uns ihrer Lösung und Ausgestaltung. Wie bei allen An-fängen, wird erst eine gewisse Erfahrung und die Praxis ergeben, welche Ziele restlos erfüllbar sind und welche der Zukunft überlassen werden müssen.

Alle Arbeiten aber, die zu einem Erfolge führen sollen, müssen vom tiefsten G e f ü h l e der V e r a n t w o r t l i c h k e i t für unsere Jugend begonnen werden und begleitet sein; der Schulfunk muß in lichten Höhen weit ab stehen von dem, was uns manchmal trennt, nur bringen, was uns eint und erhebt.

Alle die, welche mitarbeiten wollen, durch die Ätherwellen das heilige Kinderland der Schule zu betreten, auszugestalten und zu verschönen, sie müssen von reinem Opfer-sinn, von liebendem Pestalozzigeiste beseelt sein, damit im ober-schlesischen Schulfunk ein neues Bildungsmittel erwachse, das Segen spende, reichsten Segen für unser teuerstes Gut, das uns trotz Bedrängnis, Sorge und Not geblieben ist, für unsere liebe ober-schlesische Jugend.

## Hans Raboth †

Von Karl Kaisig

Vor einigen Monaten schrieben wir wieder einmal an Forstmeister Raboth, in der Absicht, uns seiner wertvollen Mitarbeit bei einer Sonderveröffentlichung des „Oberschlesiers“ zu versichern. Der Brief kam an uns zurück mit dem Vermerk des Postbeamten: „Adressat tot.“ Wir wandten uns sofort an Oberbibliothekar Karl Kaisig in Gleiwitz um biographisches Material über Hans Raboth, weil wir wußten, daß solches anlässlich der Herausgabe der „Oberschlesischen Bibliographie“ von Herrn Kaisig gesammelt worden war, woraufhin wir dankenswerter Weise sofort den nachfolgenden Beitrag für den „Oberschlesier“ zur Verfügung gestellt erhielten. Wir werden noch öfters Gelegenheit nehmen, für das geistige Erbe des verstorbenen obereschlesischen Dichterlandmannes Hans Raboth zu wirken.

Bemerkt sei noch, daß Hans Raboth, wie seine Schwester Herrn Kaisig mitteilt, am 9. Mai d. Js. an Herzschlag gestorben ist. Geboren ist er in Poppelau im Kreise Oppeln. Hans Raboth selbst war nicht verheiratet.

Aus dem handschriftlichen Nachlasse des Dichters sollen, wieder nach einer Mitteilung seiner Schwester, druckfertig vorliegen ein Roman „Brigitta Hagemann“ und ein zweites Buch „Der Forstmeister“.

Die Schriftleitung.

Hans Raboth ist tot. Aus Roßberg bei Marburg an der Lahn, woselbst unser obereschlesischer Landsmann als preussischer Forstmeister eine neue Heimat gefunden hatte, kam ein Brief zurück mit dem Postvermerk „Adressat verstorben“. Eine Anfrage bei den Angehörigen bestätigte die Todesnachricht. Die Tagespresse hat darüber, soweit ich das überschaue, nichts gemeldet, umso mehr ziemt es uns, des Verstorbenen zu gedenken. Es sei mir gestattet, dies in etwas persönlicher Form zu tun.

Meine Berührung mit Hans Raboth stammt aus der Zeit, da ich die Neuauflage des Buches „Regel, Oberschlesien in der Dichtung“ vorbereitete. Gern gestattete der Dichter einen Abdruck aus seinen Werken und machte einige Vorschläge. Unterm 11. Juni 1926 schrieb ich ihm u. a.:

„Ich wäre Ihnen, da bei Ihnen die Frage nach der Heimat nicht so ganz einfach zu sein scheint, noch für eine freundliche Nachricht dankbar, welche Zeit Ihres Lebens Sie in Oberschlesien verbracht haben und — etwas schwieriger zu beantworten — welche von Ihren Werken seelisch ganz zweifellos im obereschlesischen Wald- und Heimatleben wurzeln. Ich las neulich einiges, was so bestimmt an der Lahn beheimatet ist, daß ich annehmen möchte, Ihre letzten Werke seien schon aus einem bestimmten neuen Heimatgefühl heraus entstanden. Der betreffende Hinweis wird mir zugleich die Gelegenheit geben, mich mehr, als es mir bisher möglich war, mit Ihren Werken zu befassen. Im „Bannwald“ Band 2 finde ich einiges aus einem Briefe von Ihnen an den Herausgeber, was mir aber nicht so genaue Anhaltspunkte gibt, wie ich sie brauche. Ich möchte dabei die Frage, wie weit eine Dichtung überhaupt

ortsgebunden zu sein braucht, nicht erörtern, möchte auch nicht mißverstanden werden, daß ich den erbetenen Hinweis nur für den begrenzten Zweck der vorliegenden Anthologie brauche."

Daraufhin kam unterm 25. Juni 1926 eine freundliche Antwort, der ich folgendes entnehme:

"In Oberschlesien habe ich bis zu meinem zweiundzwanzigsten Lebensjahre<sup>1</sup> gelebt. Als mein Vater pensioniert wurde, zogen wir nach Karlsruhe (Oberschlesien), von dort nach Frankfurt a. D., wo meine Schwester verheiratet war. Meine letzten Bücher „Frau Murkula“ und „Mein Bergwald und sein Wild“ beschreiben zu meist hessische Landschaftsbilder und Tiere. Meine anderen Bücher, zumal die Romane „Trompta Maria“, „Grünes Haus“, „Der grüne Mulus“, „Aus meinem Waldversteck“ wurzeln in der schlesischen Heimat. Ebenso das bei Franz Borgmeyer-Hildesheim erschienene Buch „Grüngoldene Brüche“. Daß ich an der alten ober-schlesischen Heimat nach wie vor hänge und bei jedem schlesischen Laut oder Gruß Heimweh friege, wird mein nächstes Buch zeigen!"

Dieses letzte Werk ist offenbar nicht mehr herausgekommen, wenigstens ist im letzten „Kürschner“ (1928) „Frau Murkula“, erschienen 1925, als das letzte gedruckte Buch verzeichnet. Ich habe mich mit den Hinterbliebenen in Verbindung gesetzt, die meine Annahme bestätigen.

Hans Raboth hat seiner ober-schlesischen Heimat ein treues Gedenken bewahrt. Das zeigt auch ein Brief, den er an den Herausgeber des „Bannwaldes“,<sup>2</sup> Willibald Köhler, gerichtet hat, woselbst (Band 2) das Märchen „Schwanhilde und Goldkron“ wiedergegeben ist. In dem Briefe heißt es:

"Schon meine Großeltern sind jedenfalls treue Oberschlesier gewesen. Mein Großvater hatte die Oberförsterei Rupp im Kreise Oppeln, mein Vater die Oberförsterei Poppelau im gleichen Kreise. Als sich mein Großvater in den Ruhestand versetzen ließ, folgte ihm als Oberförster in Rupp der ältere Bruder meines Vaters Robert. Ich bin also als echter, sogar waschechter ober-schlesischer Junge aufgewachsen, zwischen der polnischen Dorfjugend und zwischen den weiten, ebenen, goldgelb blühenden Lupinenfeldern, Buchweizenäckern und am Ufer unserer alten lieben Oder."

Die Werke von Hans Raboth eingehender zu besprechen, muß einer besonderen Studie vorbehalten bleiben. Er wird der „ober-schlesische Löss“ genannt und verdient diesen Namen sicherlich. Wie Löss lebt er in Wald und Heide, kennt und liebt ihre Tierwelt,

<sup>1</sup> Hans Raboth ist am 22. Dezember 1866 geboren, hat hiernach bis 1888 in Oberschlesien gelebt.

<sup>2</sup> „Der Bannwald“ (2. Band), Von ober-schlesischen Dichtern und Geschichtsmachern. Hrg. von Willibald Köhler. Schweidnitz: L. Heege 1925. 164 S. (Die schlesischen Bücher Bd. 4).

beobachtet sie zärtlich und gestaltet sie dichterisch in seinen Tiergeschichten, die eine erstaunliche Kenntnis ihrer Lebensäußerungen verraten.

Aber das ist bloß e i n e Seite seines Wesens. Daneben hat Hans Raboth — eine weitere Verwandtschaft mit Löns — auch Romane und Novellen geschrieben, die nicht so ausgesprochen wie die Tiergeschichten im Waldleben wurzeln, wenn auch die Liebe zum Walde, in dem er aufgewachsen ist und dem sein ganzes Berufsleben gilt, immer wieder naturhaft hervorbricht. Seiner oberschlesischen Heimat hat Hans Raboth auch im schönen Hessenlande seine Liebe bewahrt. Keiner hat schönere Worte zum Preise des oberschlesischen Waldes und der oberschlesischen Heide gefunden als er. Ein besonders schöner Beleg dafür ist das Stück „Die Königin der Bergwaldsänger“, entnommen dem Buche „Frau Murkula“, abgedruckt in der Sammlung „Oberschlesien in der Dichtung“.<sup>3</sup>

Ich gebe nachstehend ein Verzeichnis der Werke von Hans Raboth, von des Verstorbenen eigener Hand durchgesehen und berichtigt:

Aus meiner Waldkanzel. Verlag F. Fontane & Co., Berlin.

Der Wanderer aus dem Forsthaufe. Ebenso.

Margarete Jansen. Ebenso.

Aus Dorf und Wald. Novellen. Verlag Pierson, Dresden.

Der Friedhof der Heimatlosen. Novelle. Verlag Deutsche Buchverfstätten, Dresden.

Im grünen Rock. Roman. Verlag. J. Singer, Leipzig.

Das grüne Wandern. Roman. Verlag Carl Reißner, Dresden.

Das grüne Haus. Roman. Ebenso.

Der grüne Mulus. Roman. Ebenso.

Die Sonnenburg. Hist. Roman. Ebenso.

Die Rauburg. Roman. Verlag Deutsche Buchverfstätten. Dresden.

Aus meinem Waldversteck. Novellen. Ebenso.

Trompeta Maria. Roman. Ebenso.

Walderinnerungen des alten Forstmeisters. Novellen. Verlag R. Voigtländer, Leipzig.

Aus schlesischer Grünroßzeit. Erzählung. Verlag Richard Eckstein, Leipzig.

Keiner, aus dem Leben eines Kreuzfuchses. Verlag Deutsche Buchverfstätten, Leipzig.

Mein Bergwald und sein Wild. Verlag F. Borgmeyer, Hildesheim.

Grüngoldene Brüche aus Berg und Wald. Ebenso.

Frau Murkula. Verlag L. Heege, Schweidnitz.

<sup>3</sup> Regel, Hugo: „Oberschlesien in der Dichtung“, neu bearbeitet von Karl Kaisig. Berlin: Phönix-Verlag Carl Schünke 1926. 391 Seiten. Seite 206—211.

## Mein holdes Kind . . .

Von Hans Kaboß †

Mein holdes Kind, ich liebe dich,  
Liebst du mich denn auch wieder?  
So laß dich schleunigst auf die Knie  
Und knie' dich vor mir nieder.  
Und knie' so lang, bis ich dir sag:  
Steh auf mein kleiner Bube,

Ein Türchen führt vom Garten her  
Heimlich in meine Stube.  
Sieh, diesen Schlüssel geb' ich dir,  
Steck schnell ihn in dein Höschen,  
Doch wenn du kommst, so bring' mir mit  
Ein Sträußchen roter Röschen.

(Aus dem handschriftlichen Nachlaß).

## Ist eine oberschlesische Dichtung möglich?

Von Adolf Armin Kochmann, Berlin

Aus Mangel an Raum und vielleicht aus einer gewissen Scheu, eine allzu scharfe Ansprache im „Oberschlesier“ einreißen zu lassen, ließen wir den folgenden Beitrag unseres oberschlesischen Landsmanns Kochmann-Berlin einige Zeit unveröffentlicht liegen. Aber da ja auch die Ausführungen Kochmanns in dem Willen wurzeln, das Problem klären zu helfen und an Oberschlesiens geistigem Schaffen teilzunehmen, legen wir die Arbeit heute unseren Lesern vor. Alfred Hein, gegen dessen Ausführungen sich Kochmann wendet, wird damit an Wertschätzung bei unseren Lesern nicht verlieren. Alfred Hein ist ja durch jahrelange Mitarbeit im „Oberschlesier“ unseren Lesern kein Fremder und erst ganz kürzlich hat die sehr gute Aufnahme, die seine Bekenntnisse über sein zum Volkslied gewordenes Gedicht „Eine Kompagnie Soldaten“ (Juni, „Oberschlesier“ 1928) gefunden haben, Alfred Heins Wert deutlich bestätigt.

Das Buch „Dichter der Gegenwart“, das wir in der Büchercke des vorliegenden Heftes anzeigen, zeigt aber — ebenso, wie die nachfolgende Arbeit —, daß wir auch in Schriftsteller Kochmann einen wertvollen Mitstreiter und Mitarbeiter im Dienste Oberschlesiens begrüßen können. Die Schriftleitung.

Die Ausführungen zu diesem Thema von Alfred Hein im Januar-Heft 1928 dieser Zeitschrift haben nicht die restlose Zustimmung des Herausgebers gefunden, noch weniger aber die meinige, so daß ich zu ihnen im nachfolgenden kurz Stellung nehmen möchte, und zwar im allgemeinen Interesse; denn Hein verneint quasi oberschlesische Dichtung, damit sich selber, und greift die Kritiker, zu denen auch er wiederum selber zählt, heftig an, um sie abzutun.

Zunächst möchte ich Ihnen, sehr geehrter Herr Hein, gestehen, daß ich Ihren Satz über Ihr Erlebnis an Paul Barsch nicht verstehen kann, da Ihnen doch Bruno Arndt bekannt war und Dichter wie Max Herrmann und Arthur Silbergleit geläufig sind. Sie deuten aber wenigstens an, daß Kämpfe um die Gleichberechtigung oberschlesischer mit Berliner Dichterkreisen zwecklos sind; da die wirklichen Dichter in Berlin nicht Ber-

liner sind, so wollen wir also ganz richtig Herrmann und Silbergleit zu dem Berliner Dichterkreise rechnen. Wenn Sie in Berlin wären, zählten auch Sie dazu; den Versuch, hier Fuß zu fassen, haben Sie ja z. B. im Lessing-Museum vor Jahren unternommen. Sie erinnern sich wohl noch des gemeinsamen Spazierganges nach diesem Vortragsabend, an dem Sie besser lasen, als der bekannte Schauspieler Deutsch! War es nicht der Zweck dieses Abends, sich der Berliner Kritik vorzustellen, auf die Sie jetzt — theoretisch — pfeifen? Wenn Sie selber als Dichter Experimenten aus dem Wege gingen, dürfen Sie dieses Verhalten nicht als Stärke des Oberschlesiers deuten; denn die starken Oberschlesier haben wie alle bedeutenden Dichter sich verschiedener Stile bedient, um ihren Dichtungen den intuitiv erschauten Ausdruck zu geben. Sie bleiben aber gar nicht bei der obereschlesischen Dichtung, sondern lehnen überhaupt jede Dichtkunst ab, die sich nicht an die Massen wendet. Der „Faust“, den bekanntlich die meisten Literaturhistoriker recht verschieden auslegen, würde also nach Ihrem Rezept umsonst geschrieben worden sein, weil ihn die Massen nicht ohne weiteres verstehen können! Ihrer Meinung nach sollen die Dichter unters Volk gehen — woher wissen Sie denn, daß sie das bislang nicht getan haben? Warum soll der Dichter nicht als solcher im Hauptberuf tätig sein? Viele Dichter, auch Arthur Silbergleit, dem Sie ja Urteilskraft (sogar über Ihre eigenen Dichtungen) nicht absprechen, haben mir erklärt, daß sie das Dichten als Mission betrachten und das Dichten im „Hauptberuf“ einem Wohlleben in geordneter Stellung vorzögen. Sie können nur ein Gedicht schreiben, wenn Sie über die Sache stundenlang nachgedacht haben; zur Novelle und zum Roman gehören monatelanges und jahrelanges Vordenken und Nachdenken! Ja, Verehrtester, dann sind Sie eben von aller Phantasie und Leidenschaftlichkeit verlassen, zwei Eigenschaften, deren ein wirklicher Dichter nicht entbehren kann. Wenn ein Dichter den Blick aufs Meer wirft, macht er im Augenblick davon eine dichterische Vision, die der phantasielose Dichter auch nach stundenlangem Nachdenken nicht zu erfinden oder zu gestalten vermag. Der Dichter hat einen Einfall, den er zu einem Gedicht, einer Novelle oder zu einem Roman verarbeitet, ohne darüber in der von Ihnen gewünschten Weise nachzudenken; aber der Prozeß des Dichtens erfolgt selbstverständlich in der Weise, daß der Dichter dabei von den eigenen Erfahrungen des Lebens ausgeht, und da das Leben erst den Menschen oder die Persönlichkeit macht, so setzt jede wahrhafte Dichtung eine Persönlichkeit voraus. Ziel der Dichtkunst, aber auch jeden Staates ist es, Persönlichkeiten sich entwickeln zu lassen, und deshalb ist es die verdamnte Pflicht und Schuldigkeit des Volkes, seine Dichter zu ehren. Ich für mein Teil habe dem deutschen Volk ein Beispiel gegeben; von den Dichtern, denen ich zur verdienten Ehrung verhalf, will ich nur Hermann Stehr nennen. Soll das deutsche Volk diesen Dichter nicht hätscheln? Den Weg, den Sie selber als Dichter beschreiten wollen, halte auch ich für richtig;

vor dieser Selbsterkenntnis habe ich die Hochachtung, die Sie der zünftigen Kritik nicht entgegenbringen. Von Rechts wegen dürften Sie sich aber nur über die Ausnahmen beklagen. Aber Sie neigen dazu, alles zu verallgemeinern. Diese Erkenntnis mangelt Ihnen noch.

Sie mögen „die gepriesensten Romane und die stefangeorgesten Verse“ gar nicht lesen! Ich kenne einen alten Dichter, der auch nichts anderes las als seine eigenen Arbeiten, weil er Angst hatte, bessere Dichtungen kennenzulernen, die ihn irgendwie hätten beeinflussen können. Eines Tages las er einmal einen mittelmäßigen Roman, den er begeistert pries, weil der Verfasser ebenso kindliche Ansichten hatte wie er selber!

Sie beklagen sich darüber, daß die Welt unecht sei. (Sie sollten sich klarer ausdrücken!) Sie behaupten ferner irrtümlich, Sie seien „vollkommen unbewertet“! Sie sind literarisch abgestempelt. Das genügt für den Anfang! Der Eichendorff-Preis hätte Ihnen ebenso wie Silbergleit gebührt, aber der hätte Sie als Dichter auch nicht größer gemacht. Aber Sie wollten doch eigentlich untersuchen, ob eine oberschlesische Dichtung möglich ist!

Ich will es für Sie versuchen, diese Frage zu beantworten, und ich überlasse es den Lesern dieser Zeitschrift, selber zu entscheiden, ob ich recht habe. Übrigens hat Dr. Ernst Berger im Vorwort zum Sonderheft „Neue oberschlesische Dichtung“ („Der Oberschlesier“, April 1927) bereits sehr richtig bemerkt: „Daß eine typisch oberschlesische Dichtung stofflich oft ganz von der Heimat losgelöst sein und doch gar sehr als oberschlesische und heimatverbunden angesprochen werden kann, darüber erübrigt sich wohl hier eine besondere Auseinandersetzung.“ Silbergleits katholisch-romantisch empfundene Legende „Die Magd“ beweist die Richtigkeit der Bergerschen These aufs schlagendste. Nur ein Oberschlesier konnte die Romantik der katholischen Religion, wie sie auf Bauernhöfen aufblüht, so tief erfassen und nachgestalten; Silbergleit war, als er diese Dichtung schuf, tatsächlich das Organ des Volkes, von dem Hein verlangt, daß es mirdichtet. Hier hat es „mitgedichtet“. Diese „Magd“ ist gewissermaßen deshalb eine unpersonliche Dichtung; sie ist Ausdruck oberschlesischen Gefühlslebens. Ein Dichter wie Arnold Zweig, der irrtümlich als Oberschlesier gilt, weil er in Rattowitz lebte, würde niemals eine solche oberschlesisch empfundene Dichtung gestalten können. —

Es gibt oberschlesische Dichtung im engeren Sinne: das ist die Dichtung, die sprachliche Eigenheiten (Dialekt) betont, und solche im weiteren Sinne, das ist jede Dichtung, die von Oberschlesiern stammt, ganz gleich, ob die eine oder die andere Dichtung mehr oder weniger charakteristische oberschlesische Merkmale aufzuweisen hat. Ein Oberschlesier kann nicht aus seiner Haut heraus, und wenn er ein



echter Dichter ist, wird auch in seinen Werken etwas Oberschlesisches zu finden sein.

Wenn ein obererschlesischer Dichter wie Kurt Münzer einmal einen Berliner Roman schreibt (Berliner Romane schreiben meistens Nichtberliner, sogar Ausländer!!), dann handelt es sich um keine Dichtung, sondern um einen Unterhaltungsroman. Dies nebenbei. —

Der Ansicht Dr. Bergers, daß uns Oberschlesiern Dichterwerke, die auch stofflich in Oberschlesien wurzeln, doppelt lieb und wert sein müssen, kann ich nur mit der Einschränkung beipflichten, daß es sich in solchen Fällen tatsächlich um „Dichtwerke“ handeln muß. Es gibt z. B. von Nichtoberschlesiern Romane, in denen Land und Leute Oberschlesiens mit geringer, selten mit wirklich großer Sachkenntnis gezeichnet werden; diese Arbeiten sind keineswegs als Dichtungen, geschweige denn als obererschlesische Dichtungen anzuerkennen. Diese Arbeiten haben meistens nur sachlichen Wert, den man aber nicht überschätzen sollte.

## Zwei Tage

Von Margret Heuser

### I.

Die Sonne sprang in die roten Brombeerblätter, daß sie aufglühten und heiß wurden. Sie glitzerte in dem schmalen Sandstreifen am „Schwarzen Luch“, ließ die Wellen des zugelaufenen, alten Kohlenlochs wunderbar smaragden leuchten und tastete sich den Abhang hinauf in das gebrannte Braun der hier beginnenden Bruchfelder.

Hinter den Brombeersträuchern im kurzen verbrannten Gras lag ein Kind. Jetzt richtete es sich auf, schüttelte die welken Blätter aus dem Haar und strich mit der Hand über den ausgeblichenen Rock, dessen Risse mit buntem Garn mühsam zugezogen waren.

Einen Augenblick streckte sie die Hände in die Sonne, dann flackerte es in dem dunklen Gesicht auf. Die Arme legten sich fest um die Beine und zogen sie ganz eng an den Leib, das Kinn sank darauf, und die Augen starrten durch eine Lücke im Sträucherwerk nach dem Dorf hinunter.

Über dem Dorf ragten die drei Hochöfen der Eisenhütte in den blauen Himmel, glitzerte ein Glasdach wie Wasser in der Sonne, stieg ein Schornstein schmal und gerade in die Luft, und ein dumpfer, anhaltender Ton legte sich von dort her über das ganze Dorf, über die Schutthalden und Sandgruben, die wenigen Äcker und Wiesen, die Bruchfelder und Heidestreifen.



Wilhelm Doms Berlin

„Vogel Rockh“ Radierung

Lene Spechalowitsch hörte diesen Ton immer und überall. Sie hörte ihn nachts und in der Mittagsstunde, wo doch die Hütte stand, sie hörte ihn im Traum und in der Schulstube, wenn die Fenster geschlossen, und sie hörte ihn, wenn die kleine Schwester aufweinte, die Jüngens sich verkrochen und der trunkene Vater die Flasche vor ihre Füße schleuderte und schrie „hol Schnaps, du Luder, hörschte, wirschte gehn, hol Schnaps!“

Lenes Blick hing jetzt an den großen Konturen der Hütte. Das alles gehörte einem Mann. — Wenn es früh pfiff, kam es herbei aus allen Häusern, aus den Strohhütten drüben am Wald, ja aus Heide und Weißkeisel, aus Krauschwig und Sagorluck und wie die Dörfer hinten im Wald alle hießen. Lene hörte dann auf dem Boden, der hier so merkwürdig hohl oft klang, den Schritt all der Männer, die auf den einen Pfiff kamen — nur weil es einer wollte. Einer — der „Alte“ — hatten ihn die Kinder in der Schule genannt. Lene Spechalowitsch dachte nach. Die Haut über der knochigen Stirn zog sich in Falten. „Sie dach zum Alten, so' em dach, dus dein Vater dich schlogten tut“, hatte August Rokula zu ihr gesagt. Lenes Gesicht zuckte leise altklug. — Drüben im Lausitzschen, wo der Vater gearbeitet, hatte der eine Besitzer ihn im Winter, als er betrunken an den Ofen taumelte, mit einem Schlauch naß spritzen lassen, und der andere hatte ihn rausgeworfen. — Aber August Rokula hatte es nun schon zweimal gesagt, daß sie zum Alten gehn solle. „Do sein schon viele hingegangen und der Stubkan ihr blödes Kind hatt er och in ne Anstalt gebracht. Sie ok, gie ok,“ und August Rokula stieß Lene in die Seite, „der is nie schlimm.“

Seitdem war der Alte ganz hinten in Lenes Kopf. Dann eines Tages sah ihn Lene zum erstenmal. Sie hatte dem Vater das Essen zu Mittag auf die Hütte gebracht. Vor der Kernmacherei in der Sonne saß der Vater auf einem verrosteten Eisenrad und löffelte aus dem blauen Emailletopf die Suppe. Lene hatte sich etwas davon ins Gras gekauert und strich mit den Fingern über eine große gelbe Königskerze, die zwischen den rostigen Eisenstücken gerade zum Himmel emporstieg. Da war er gekommen. Lene sah zuerst nur einen weißen Schein, das war das Haupt- und Barthaar, das um seinen Kopf stand, so daß man nicht wußte, wo das Haupthaar aufhörte, und wo der Bart begann. Er hatte breite Schultern und mächtig große Hände, von denen sich eine um eine weiße Kugel legte, die auf einem schwarzen Stock saß, den er gleichmäßig vor sich herstieß. Mit der anderen Hand fuhr er in die Tasche, fuhr er durch das Haar. Den Blick hob er nicht vom Boden, und mit schnellen Schritten war er vorüber und in der dunklen Tür zur Kernmacherei verschwunden.

Von da an mußte Lene Spechalowitsch immer daran denken: wenn sie es nun täte und hinunterginge? Nachts wurde ihr heiß bei dem Gedanken. Sie konnte nicht schlafen und schob sich schweigend im Bett hin und her. Erst wenn der Morgen kam, schlief sie

erschöpft ein. Des Vaters Stimme weckte sie, und frierend und nutzlos taumelte sie in den Tag — bis der Gedanke wieder kam. In der Schule, und wenn sie über die Halde ging, wenn sie Wasser holte, und wenn sie die Kleine besorgte oder am Herd stand: der Gedanke war immer bei ihr.

Acht Wochen waren sie nun hier. Drüben im Lauffschen in den Glashütten war es noch schlechter gewesen. Der Vater verdiente hier auf der Eisenhütte mehr. Aber drüben hatte die Mutter noch gelebt. —

Lene fuhr aus ihrer starrenden Stellung hoch. Sie wollte hingehn — jetzt gleich! Sie maß den Weg hinunter mit den Blicken bis vor das große eiserne Tor. Dort saß der lahme Waichow und würde sie fragen — was sie wolle. Ich will zum Alten, nein, zum Herrn würde sie sagen. Würde er sie durchlassen? Und dann — dann stand sie vor dem „Alten“. Lenes Herz schlug bis zum Hals, rote runde Flecken standen auf ihren vorstehenden Backenknochen, und ihre Hände waren feucht: „Jesses nee, jesses nee“, stieß sie hervor, dann fehlte ihr die Luft. Eine Angst schüttelte sie, die jetzt häufig zu ihr kam, wenn sie des Vaters Stimme hörte oder nachts sein Schnarchen aus der dunklen Ecke. Lene bäumte sich atemlos hoch — über ihr stand der blaue Himmel. Sie war gar nicht vor dem Alten. —

Erschöpft ließ sie sich ins Gras zurücksinken und schloß die Augen halb. Durch den Spalt sah sie die roten Brombeerblätter, durch die die Sonne schien. Dann weinte sie. Warm fühlte sie im Liegen die Tränen aus ihren Augenwinkeln in ihr Haar rinnen. Sie strich wieder über ihr Kleid: „Mit su nem Rock kann ich dich nie zum Alten“ — murkte sie in sich hinein — es half nichts, sie weinte weiter. Die Sonne glitzerte in ihren Tränen, der Ton brummte dumpf in ihren Ohren.

Das gleichmäßige Aufstoßen eines Stockes ließ Lene auffahren. Durch das rote Brombeerblätterwerk spähte sie den Sandweg hinab. Daher kam ein Mann. Lene sah zuerst nur einen weißen Schein, das war das Haupt- und Barthaar, das um seinen Kopf stand. Er hatte breite Schultern und mächtig große Hände, von denen sich eine um eine weiße Kugel legte, die auf einem schwarzen Stock saß, den er gleichmäßig vor sich herstieß!

Lenes Augen wurden starr. Ihr Körper aber so steif, daß sie sich nicht mehr bewegen konnte. Der Alte kam näher, sein weißes Haar glänzte in der Sonne. Jetzt war er neben dem Brombeerstrauch, aus dessen roten Blätterwerk ihre Augen nach ihm hinbrannten. Lene atmete nicht. Der Alte blieb stehen, schob die Hand in die Tasche, schob sie in den Bart — murmelte Zahlen vor sich hin, zog mit dem Stock Striche in den Sand, sah zurück, maß den Abhang mit den Augen, lachte kurz auf und riß die Mütze vom Kopf. Die Mütze in der Hand reckte er sich hoch, daß er den Förderturm der Grube Theresia sehen konnte, der hinter dem Schwarzen Luch auftauchte. Er schien die

Entfernung zur Hütte wieder abzuschätzen, und plötzlich stieß er heftig hervor: „Ich werde Euch die Kohlen hinüberblasen.“ Sein Stock fuhr in die Luft, tippte dort hin und her, als suchte er Maße in der Luft, und dann fuhr er auf die Erde, und immer heftiger ihn in die Erde stoßend, setzte der Alte seinen Weg fort.

Leines Augen folgten ihm. Er schritt den Abhang ganz hinauf, ging an den Bruchfeldern entlang, dem Förderturm der Grube Theresia zu. Immer kleiner wurde er, immer kleiner. Jetzt war er nur noch ein grauer Punkt. Und jetzt — war er noch da — war er verschwunden?

Die Sonne verschlug. Eine Wolkenwand, die sich hoch schob, hatte sie verschlungen. Vom Schwarzen Luch stieg ein kalter Nebel auf. — Leines Körper schüttelte sich von selbst. Dann sank er in sich zusammen. Aus dem letzten Arbeiterhaus am Weg zum Schwarzen Luch trat ein Junge und schrie „Lene, Lene“ in die Luft. Lene stand auf. Ein kleiner grauer, erbärmlicher Schatten, schlich sie auf das Haus zu. —

## II.

Der Wind rannte über die Felder. Heftig riß er an dem kläglich gelb versengten Gras der Bruchfelder, schüttelte die kleinen kurzen Kiefernstämmchen, die sich vereinzelt bis an die Bruchfelder schoben und sträubte das dunkle, rauhe Haar des Jungen, der von der Grube Theresia her über das dämmernde Land dem Dorfe zueilte.

August Kokula hatte dem Vater das Abendessen auf die Grube getragen. Pfeifend hatte er die Grube verlassen, einen alten Fackelreifen mit einem Stock vor sich hertreibend. Aber plötzlich war die Welt um ihn verändert. Am Boden im verdorrten Heidekraut knisterte es. Die Dämmerung kroch von überall heran, der Wind faßte ihn durch Hemd und Jacke eifig an der Brust, vor seinen Ohren piffte und sauste es in wunderlichen Tönen. August riß den Reifen vom Boden und Stock und Reifen an sich pressend, setzte er in großen Sprüngen am Rande der Bruchfelder hin.

Aber dem Schwarzen Luch standen Nebel. Der Wind fuhr herzu, riß den feuchten Dunst gespenstisch auseinander und kräuselte mit eisiger Hand die darunter erscheinende Wasseroberfläche, daß sie in sich hinein erschauerte. Oben am Abhang über dem Schwarzen Luch erschien die kleine, schwächliche Gestalt des Jungen plötzlich groß als schwarze Silhouette gegen den dunkelnden Himmel. Einen Augenblick legte sich der Wind, als kannte er sich zu des Jungen Füßen. Und in diesem Augenblick drang ein schrecklich klagender Laut an Augusts Ohr. Er blieb stehn und sah hinab. Unten am jenseitigen Ufer lief ein Kind jammernd hin und her, immer dichter und dichter dem Wasser. Plötzlich warf es die Schürze über den Kopf, drückte die Hände noch darüber vor die Augen und schritt in das Wasser hinein, mit jedem Schritt tiefer und tiefer sinkend. Und in die eingetretene Windstille klangen deutlich die Worte: „Das Wasser ist so kalt.“

Dem Jungen setzte der Atem aus. Sein dunkles Haar flog auf in dem wieder einsetzenden Winde. Laut schreiend stürzte er vom Abhang der Stelle zu, an der das Mädchen hineingeschritten. „Lene — Lene — Lene Spechalowitsch!“ Aber ehe er am Ufer war, hatte das Wasser sie schon verschlungen. Der Wind heulte in die Tiefe wie in einen Trichter, wühlte das Wasser auf, schlug Ringe und raste über die Fläche davon. Der Himmel verdunkelte sich, die Dämmerung wurde noch dichter. Da brach August in lautes Weinen aus, und Stock und Reifen von sich schleudernd, stürzte er dem Dorfe zu, dem ersten, den er traf, sich entgegenwerfend. Es war der Gießermeister Queißert. Er hielt den an allen Gliedern zitternden Jungen fest, bis er hervorgerheult, was geschehen. Ein Trupp Männer und Frauen sammelte sich und setzte sich nach dem See hin in Bewegung. Allen voran flog August, um die Stelle zu zeigen, wo Lene verschwunden war. Die Männer brachten Stangen und Haken, Bretter und eine alte Schweinestalltür, die als Floß benutzt wurde. Es wurde immer dunkler. Einige liefen weg und holten Laternen. August schrie immer wieder zitternd „dort, dort“, war dann aber nicht zu bewegen, mit auf das Floß zu steigen. Der Dorfnachtwächter, der auch dabei war, schüttelte den Kopf: „Die Krieg'n m'er su nie, do miß mer warten, bis se der See vun alleene wieder rausriekt.“ In dem Augenblick ging eine Bewegung durch die Männer. Lene Spechalowitsch war gefunden. Am Haken zog man sie auf das Floß. Der lange Pannach nahm sie in seine Arme. Man zog das Floß an Land. August drängte sich vor, beugte sich einen Augenblick über die starren Augen der Toten in dem bläulichen Gesicht, dann lief er schreiend davon. Eine unheimliche Stille legte sich über die Menschen, die Lene Spechalowitsch nach Hause begleiteten. Der lange Pannach stieß allen voran die Tür mit dem Fuß auf. Und in einem drohenden Ton schrie er hinein: „Licht!“ Ein trunkener Mann taumelte aus einer Ecke auf ihn zu, sah mit glasigen Augen dem Zug entgegen und kicherte dann irre vor sich hin. „Licht!“ donnerte der lange Pannach zum zweiten Male, daß seine mächtige Stimme die kleine nasse Leiche an seiner Brust erschütterte. Aus dem Nebenraum schoß ein hagerer Junge hervor, zündete ein Streichholz an seiner Hose an und entflammte eine verrußte Lampe. Mühsam drängte sich das Licht durch den schief zersprungenen Zylinder.

Der lange Pannach sah sich um und schritt dann auf ein mit Lumpen gefülltes Bettgestell in der Ecke zu, auf das er das Kind niederlegte. Durch die umgebenden Frauen drängte sich Traugott Grantke, der Sanitärer von der Hütte. Kopfschüttelnd griff er nach Lenes mageren Armen, und während er mit den vorgeschriebenen Belebungsversuchen begann, rissen zwei Frauen eilig die nassen Kleider von Lenes Leib. Ein dumpfer Ton grollte durchs Zimmer, als Lenes magerer Leib, bedeckt mit blauen Flecken und roten blutig verkrusteten Striemen im Dämmerlicht der Lampe erschien. Der lange Pannach griff sich an den Halskragen. Zwei Frauen jammerten auf, und plötzlich drängten alle mit erhobenen Fäusten auf den Betrunkenen in der Ecke ein. Der lange Pannach trat dicht vor ihn hin: „Hast Du Dei Mädlä su geschlogen? Spechalowitsch?“ Verständnislos stierte der Mann den langen Pannach an. „Be-

soffnes Schwein, verdammtes," knirschte Pannach und streckte die Hand zum Schläge aus. Eine Frau fuhr an ihm vorbei auf den Betrunkenen zu, — die Menge drängte nach —. In dem Augenblick wurde die Tür von außen aufgestoßen. Der Wind segte in gewaltigen Stößen herein, ließ das Licht flackern und hob und senkte die Zipfel des Sacks, den die Frauen über die Tote gebreitet. In der Tür stand groß und dunkel mit vom Wind zerwehten Haupt- und Barthhaar der „Alte“. Die erhobenen Arme sanken herab. Die Menschen traten zurück. Und wie durch eine Gasse schritt der Alte auf die Tote zu. Er trug eine Laterne in der Hand, die hob er hoch und leuchtete Lene ins Gesicht. Die Tote lag den Kopf etwas hintenüber, die Nase steil in die Luft. „Grantke“, rief er. Aber der Sanitäter schüttelte nur den Kopf. Die Hand des „Alten“ griff nach dem Sack und hob ihn weg. Der mit Wunden und Flecken bedeckte Körper erschien. Die Menschen hielten den Atem an, selbst der Trunkene in seiner Ecke hielt sich still. Ein Windstoß erschütterte das Haus. Da begann die Laterne in ihrem Ring zu schaukeln, das Licht tanzte unstill hin und her — die Hand, die die Laterne hielt, sank zitternd herab. Vorsichtig, als könnte er dem geschundenen Leib noch weh tun, legte der Alte die Decke über die kleine Lene.

Im Nebentraum hub ein Kind zu weinen an. Der Alte hob den Kopf. Er trat von dem Bett zurück und seine Stimme donnerte durch den Raum. „Wer hat das Mädel so verprügelt?“ Der lange Pannach schob sich vor. Er hatte die Mütze abgenommen und schlug mit ihr verlegen gegen seine langen Beine.

„Der eegne Votter,“ sagte er dumpf. „Dort sitzt er aia Ecke. Das Schwein is menschens befuffen.“

Der Alte wandte sich nach dem Betrunkenen.

„Habt Ihr Euer Mädel so geschlagen, Sprechalowitzsch?“ Seine Stimme leuchtete vor Zorn.

Der Trunkene schreckte auf. Es schien, als sei er erwacht. Sein Blick suchte lauernd die Tür. Aber der Alte kam ihm zuvor. Im Sprung stand er vor ihm. Seine Hand faßte ihn am Kragen. Er schüttelte den Mann wie eine Rase, die einen Vogel aus ihren Krallen freigeben soll.

„Wer hat das Mädel so geschlagen, daß sie freiwillig ins Wasser ging?“

An den Wänden der Stube hin raste die Stimme des Alten.

Der Trunkene wand sich unter dem harten Griff. Schluchzend versuchte er den Rocksaum des Alten zu fassen und zu küssen.

„Nie geschlagen, Herr, nie geschlagen,“ lallte er.

Da schleuderte ihn der Alte von sich auf den Boden.

„Setzt ihn fest bis morgen.“

Der lange Pannach, Dueiffert und der Nachtwächter führten den Mann hinaus. Der Alte wischte sich die Hand an der Toppke ab und sah sich um. In der Tür zum Nebentraum drängten sich zwei Knaben und ein Mädchen eng aneinander.

„Wie heißt Ihr,“ fragte der Alte, auf sie zugehend.

Ein Knabe schoß hervor. „Josef Spechalowitsch“ und auf die andern zeigend „Martin Spechalowitsch und Steffa Spechalowitsch.“ „Das ist Eure Schwester,“ fragte er, auf die Tote zeigend.

Josef Spechalowitsch nickte.

„Der Vater hat Euch oft geschlagen?“ Und er trat herzu und streifte dem Jungen Jacke und Hemd von der Schulter.

Der Junge nickte, schluckte dann und brachte hervor:

„Lene konnte nie laufen, nie so schnell. Sie kriegte nie Atem. Die Kleenen hat se immer versteckt und Martin und ich sind weggelesen, wenn Vater besoffen kam. Lene hats immer gekriegt.“

Des Jungen Blick suchte die Tote, es zuckte furchsam in seinem Gesicht. Er wandte den Kopf ab. Eine Frau beugte sich zu ihm und flüsterte: „Nu ween ock nie, nu laß ock, nu kriegstes gutt. Bis stille, bis ganz stille“ und sie schob die Kinder durch die Tür in den Nebenraum, aus dem noch immer das Weinen eines Kindes drang.

Der Alte sah zu der Toten hinüber. „Grantke“, der Sanitäter schob sich herzu: „Wo ist Schwester Marie?“

„Auf der Grube Theresia, Herr, da haben sie vor ner Stunde einem Mann die Finger gequetscht. Er ist zwischen zwei Loren von der neuen Feldbahn mit der Hand gekommen. Ich wer Klei gehn und sie holen.“

Der Alte schüttelte den Kopf. „Ich geh selber noch rauf, aber daß einer hier bleibt, bis die Schwester kommt.“

Er sah sich wieder um im Raum. Trat noch einmal vor die Tote. Das nasse Haar flebte eng um den Kopf Lenes, daß er winzig klein erschien. Die bläulichen Lippen waren ein wenig geöffnet wie zu einem halben Lächeln. Die Nase stand spitz und gerade in die Luft!

Der Alte wandte sich ab und schritt aus der Tür. Ein Windstoß schlug ihm den Bart ins Gesicht und verlöschte fast seine Laterne.

Er schritt den Weg zum „Schwarzen Luch“ hinauf. In seinem Kopf gingen heftig die Gedanken. Er stieß den Stock gegen den Boden, daß es klirrte, und die Laterne in seiner Hand schwankte auf und nieder. „Tier“, knirschte er dann zweimal zwischen den Zähnen. Da hatte sich eine Brombeerranke um seinen Fuß geschlungen, daß er stolperte. Er blieb stehn, ließ das Licht der Laterne über die Stelle gleiten, löste die Ranke von seinem Fuß und schob sie mit dem Stock vom Weg in das von dünnen Blättern raschelnde Gebüsch. Die Ranke schnellte wieder zurück. Aber der Alte merkte es nicht mehr. Ein Signal war an sein Ohr gedrungen, ein dunkler Ton kam von der Grube her. Die Feldbahn fuhr heut zum erstenmal und das war ihr letzter Zug. Der Alte machte schnell ein paar Schritte weiter. Im Licht der Laterne erglänzte vor ihm die neue Schienenspur. Zwei Lichter schossen heran. Der Führer beugte sich aus der Lokomotive und sah nach der Laterne herüber. Als er den „Alten“ erkannt, hob er grüßend die Hand. Auch der Alte hob die Hand mit dem Stock grüßend an die Mütze und sah dem Zuge nach. —



## Oberschlesien im Urteil der Nichtoberschlesier

Von Prorektor A. Volkmer in Liebenthal, Bez. Liegnitz

Von den 41 Jahren meiner bisherigen unterrichtlichen Tätigkeit habe ich 23 im ober-schlesischen Zweisprachengebiete zugebracht. Da die Reihenfolge dieser Jahre mehrmals von Amtsjahren in rein deutscher Gegend unterbrochen ward, so wurde ich schon vor 1921 besonders auf die Art und Weise aufmerksam, in der Oberschlesien von Nichtoberschlesiern beurteilt wird. Seit 1921 wirkte ich in reindeutscher Gegend und bin in diesen 7 Jahren nur zu vorübergehendem Aufenthalt in Oberschlesien gewesen. Gerade die Zeit seit 1921 hat mich hellhörig gemacht gegenüber dem Urteil der Nichtoberschlesier über Oberschlesien. Es dürfte daher den Lesern unserer Zeitschrift nicht unwillkommen sein, einiges über die Art und Weise zu vernehmen, in der gegenwärtig außerhalb Oberschlesiens über Oberschlesien geurteilt wird. Ich weiß wohl, daß solche Darbietungen die Gefahr einer unächtslichen Verallgemeinerung in sich bergen; daher bitte ich, die nachfolgenden Ausführungen nur als die Wiedergabe persönlicher Eindrücke zu werten. Was mir in vielen Gesprächen mit Vertretern verschiedener Berufsschichten zunächst auffiel, war die geringe ortskundliche Kenntnis weiter Kreise über Oberschlesien. Viele verbinden mit dem Begriff Oberschlesien nur die unbestimmte Vorstellung eines großen, von vielen Vororten umgebenen Industrieortes; die Lage von Gleiwitz, Ratibor, Rattowitz usw. im einzelnen anzugeben, ist vielen, die sonst ganz gut in Deutschland bescheid wissen, unmöglich. Nach der Abtretung habe ich mit großem Befremden öfters feststellen müssen, daß mancher auch von bedeutenden Orten nicht wußte, ob sie bei Deutschland geblieben sind oder nicht, ob Beuthen schon zu Polen gehört, hörte ich ernsthaft erörtern; Königshütte zählt für manche noch zu Deutschland. Mir erscheint es außerordentlich wichtig, daß genauere Karten des ober-schlesischen Industriebezirkes in den reindeutschen Gegenden — auch außerhalb Schlesiens — der Öffentlichkeit zugänglich gemacht werden. Der Ortskunde von Oberschlesien müßte in allen Schulen eine größere Aufmerksamkeit zuteil werden; unsere Zeitungen sollten jeden Fall, in dem sich Wirtschaftskreise in der Angabe von Ortsbezeichnungen grob fahrlässig erweisen, an die Öffentlichkeit bringen.

Ganz merkwürdige Vorstellungen haben viele Nichtoberschlesier von den sprachlichen Verhältnissen im heutigen Deutsch-Oberschlesien. Gar mancher begeht den Fehler, daß er das, was er etwa vor 35 Jahren in Oberschlesien vorgefunden hat, ohne weiteres auf die heutige Zeit überträgt; von dem Fortschritt, den die deutsche Sprache in den letzten Jahrzehnten besonders in den Städten und größeren Industrieorten gemacht hat, hat mancher in rein deutscher Gegend gar keine rechte Vorstellung. Viel zur Verzerrung und Trübung des Bildes haben auch jene fragwürdigen „Humoresken“ beigetragen, in denen der Oberschlesier radebrechend auftritt. Der Begriff der Zweisprachigkeit ist manchen in reindeutscher Gegend ganz fremd geblieben; weil er selbst einsprachig ist, kann er sich die dortigen Verhältnisse im Zweisprachengebiet gar nicht vorstellen. Es wäre eine vaterländische Lat, wenn in reindeutscher Gegend einmal ein Vortrag — etwa im Bürgerverein oder im Beamten- oder Gewerbeverein — über solche Fragen gehalten würde; es geht auf die Dauer nicht an, daß ein so wertvolles Gebiet, wie es Deutsch-Oberschlesien ist, von vielen in Bezug auf die sprachlichen Verhältnisse verkannt wird. In wirtschaftlicher Hinsicht genießt Oberschlesien überall hohen Ruhm. „Das ist ein Land, wo noch Geld zu verdienen ist“, sagt mancher und möchte am liebsten selbst dorthin. Viel

zu wenig werden den Nichtoberschlesiern die ungeheueren wirtschaftlichen Nachteile bewußt, welche die Zerreißung des Landes zur Folge gehabt hat. Bezüglich des *Landchaftsbildes* hat gar mancher von Oberschlesien eine falsche Vorstellung; er denkt nur an Industrieorte, öde Flächen mit Schornsteinen, Fabrikgebäuden und Halden; mir ist es selbst schon mehrfach vorgekommen, daß ich zweifelnd angesehen wurde, wenn ich von den Naturschönheiten der obereschlesischen Landschaft, insbesondere von ihren herrlichen Wäldern sprach. Verhältnismäßig viel Sinn und Verständnis fand ich für jene dichterischen Darstellungen, welche die Poesie der *Arbeit* zum Gegenstande haben; auch hat es mich oft gefreut, daß die Namen obereschlesischer Heimatdichter und Erzähler doch außerhalb Oberschlesiens einen guten Klang haben.

Das *Schulwesen* Oberschlesiens ist durch die letzten Verhandlungen in Genf von neuem in den Blickpunkt der Aufmerksamkeit weiter Kreise gerückt worden. Wenn man auch die besonders mühevolle Arbeit der dort wirkenden Lehrer und Lehrerinnen mit Bewunderung anerkennt, so macht man sich doch von den deutschsprachlichen Leistungen der Kinder eine viel zu geringe Vorstellung. Die schon oben erwähnten unglückseligen humoristischen Erzählungen und manche Formen von Zeitungswigen haben dafür gesorgt, daß dieses falsche Bild, als wenn nämlich die Kinder dort das Deutsche nur radebrechen, im Geiste mancher Nichtoberschlesier festgehalten wird. So sehr man das Flüchtlingslehrerelend bedauern muß, so hat doch die starke Durchsetzung rein deutscher Gegenden mit Lehrern aus Oberschlesien das eine Gute, daß der Arbeit der obereschlesischen Schule auch in rein deutscher Gegend immer mehr Verständnis entgegengebracht wird.

Rein menschlich und *persönlich* hat man — wenigstens nach meinen Beobachtungen — den Oberschlesier ganz gern; man rühmt seinen Fleiß und seine Anstelligkeit; man erkennt an, daß er sich willig in das große Ganze einfügt und den gegebenen Verhältnissen sich leicht anpaßt. Ob es zweckmäßig war, die strenge Durchführung der Lösung „Oberschlesien den Oberschlesiern!“ zu fordern, erscheint mir sehr zweifelhaft; man kann noch soviel Verständnis für den Wert heimatlicher Verwurzelung haben, und muß doch zugeben, daß die gegenseitige Durchdringung der verschiedenen Stämme für unsere deutsche Kultur und Volksgemeinschaft etwas ganz Großes bedeutet.\*

Vielerorts haben sich obereschlesische Heimatzirkel gebildet, die ein durchaus berechtigtes Heimatgefühl pflegen. Ich habe noch nie beobachtet, daß sich solche Männer und Frauen, die außerhalb Oberschlesiens einer solchen Vereinigung angehören, deshalb weniger an der praktischen Arbeit in ihrem neuen Wirkungsorte beteiligen. Daher hat auch die *Zeitschrift „Der Oberschlesier“* eine so schöne Sonderaufgabe, indem sie einerseits ein Bindemittel zwischen den außerhalb Oberschlesiens lebenden Oberschlesiern darstellt, und anderseits immer wieder den Zusammenhang der obereschlesischen Kultur mit den großen Fragen der deutschen Gesamtkultur darstellt. Möge ein gütiges Geschick dieser aufstrebenden Monatschrift immer nachhaltiger Kraft und Segen zu ihrem schönen Werke verleihen!

\* Eine Abschnürung vom deutschen Mutterlande wünscht ja auch kein vernünftiger Mensch in Oberschlesien. Was aber das Schlagwort „Oberschlesien den Oberschlesiern“ anbelangt, so hätten wir Oberschlesier, die jederzeit ohne Vorbehalte für das Deutschtum sich einsetzten, mancherlei Wünsche und Meinungen zu sagen, wofür mir jedoch hier nicht der Ort zu sein scheint.



Wilhelm Doms Berlin

„Tänzerin“ Lithographie

Aus der Monatschrift „Die Freude“, Robert Laurer-Verlag, Eggestorf Bez. Hamburg

# Oberschlesien auf der Weltschau am Rhein

Von Redakteur Karl Otto Dyllus

Dem Rufe Kölns, auf der „Pressa“, der Internationalen Presseausstellung, zu erscheinen, ist auch Oberschlesien gefolgt.

Oberschlesien, das Land unterm Kreuz!

Was hat obererschlesisches Leid mit einer internationalen Zeitungsschau zu tun? Wird mancher fragen. Ich stelle die Gegenfrage: ist der Heimat Weh nicht Hergensache des Publizisten, der Presse des jeweiligen Lands?

Auf einer internationalen Presseausstellung wird naturgemäß das Land, auf dessen Boden sich diese gigante Schau entrollt, am tiefsten sich offenbaren. Aber darum ist es nicht allein. In der Zeitung eines Lands spiegelt sich das Denken und Fühlen eines Volkes wieder. Wer wahrhaft deutsch fühlt, leidet in dieser Zeit, trägt die Qual einer tiefen brennenden Wunde in seiner Seele, vergißt nicht, daß eine dunkle Schicksalsstunde namenloses Weh über deutsche Menschheit und deutsche Erde brachte. Unverdient — jedenfalls nicht in diesem herzlosen Übermaß verschuldet.

Mit diesem Land, mit diesem Volk empfindet mit, zutiefst und in Wahrheit, der Mann der Feder. Er wird zum Übermittler lautgewordener Stimmheiten, besonders dann, wenn er dort wirkt, wo Gebietslosreißungen vom deutschen Mutterland einsame Erde und einsame Menschen schufen oder deutsche Grenzgebiete verarmten und verelendeten.

Zeitungen und Journalisten im Grenzland sind Kämpfer in der Sappe; sollte man ihrer nicht gedenken? Sie müßten eigentlich auf solcher Schau in vorderster Reihe stehen und man müßte glückstrahlend auf sie zeigen: da, sehet die, welche mit ganzer Seele zu lieben wissen!

\*

Oberschlesien ist Sappe. Darum hat es sich die Provinzialverwaltung nicht nehmen lassen, mit einem künstlerisch fein erforschten Bild dieses deutschen Gebiets auf der „Pressa“ zu erscheinen, und in wenigen, aber inhaltsschweren Worten das dem Besucher zu sagen, was die Seele des Oberschlesiens quält und auf seiner Scholle lastet.

Im größten Schmerz bleibt man wortfarg; so ist es auch hier.

Ein schwarzer Leidenskreis umzieht das Land, im Zenit das Kreuz tragend; Land unterm Kreuz. Sägenspurartig verläuft die durch das interalliierte Diktat mitten durchs obererschlesische Land gezogene neue Grenze, die 30 % seiner Fläche und 42 % seiner Bevölkerung, fast  $\frac{1}{5}$  seines Steinkohlenebiete,  $\frac{10}{20}$  seiner Kohlen- und  $\frac{1}{3}$  seiner Erzschatze vom Mutterland trennt.

Auch das ohne jegliche Abstimmung von den Siegerstaaten an die Tschechei geschlagene deutsche Hultschiner-Ländchen steht unter dem Zeichen von Golgatha.

Der willkürliche, rechtsbare Machtanspruch ist treffend durch eine Säge symbolisiert. „Prokrusteswerk!“ will sie sagen.

Aus dem Leidenskreis kommen Schreie: Deutsche Brüder helfst! Grenzland! Erhalte das Deutschtum!

Und dann der Hinweis auf die großen Söhne dieses Landes, den lieben Eichendorff und Gustav Freytag, deren Wiegen im Oberschlesierlande standen, will an das heilige Vermächtnis mahnen, das auf uns kam durch diese Zwei.

Oberschlesien?! fragen und rufen zugleich die großen Lettern über der in knappen Sätzen

und nackten Zahlen festgehaltenen dreifachen Not: in sozialer, wirtschaftlicher und kultureller Hinsicht.

\*

Dem durch das Schicksal Verstümmelten soll man doppelt viel Liebe geben, will der geniale Entwurf des Meißner Künstlers, Prof. Zutt, wohl sagen.

Der Oberschlesier dankt für jeden, auch den kleinsten Liebesbeweis. Und auch das Land lohnt alle Liebe. Das Land birgt Schätze. Im Volke aber schlummern Energien und — treu-deutsche Herzen, schönste Edelsteine!

Darum weiß die Provinzialverwaltung, und darum verkündet sie's der Welt, gleich Eberhard dem Kaufhobart im Ahlandschen Lied.

Aber auch die oberschlesische Presse weiß davon zu sagen, dafür einzutreten und schützend zu kämpfen. Darum haben die oberschlesischen Verleger ihren Ausstellungsstand mit der gleichen Symbolik geziert. Sie haben hier ihre neuesten Zeitungen ausgelegt, um jedem Besucher den frischesten Beweis ihres Eintretens für Wahrheit, Freiheit und Recht zu liefern.

Vieltausende kommen und sehen, bleiben lange vor diesem tiefsten Bild deutscher Not und deutschen Tragens stehen und gehen ergriffen weiter.

Ob sie Oberschlesien vergessen werden?

## Die Kreisheimatstelle Rokittnitz, eine oberschlesische Volksbildungsstätte

Die nach dem Kriege geänderte politische Verfassung unseres Vaterlandes erheischte eine großzügige Erweiterung und Neuorganisation der Volksbildung. Jeder einzelne Bürger nimmt teil an der Verwaltung des Landes und an der Lenkung seiner Geschichte, dazu bedarf er eines nach bestimmten Seiten hin ausge dehnten Wissens und einer gewissen geistigen Bildung; beides muß ihm — auf alten und auf neuen Wegen — gegeben werden. Erhöhte Forderungen werden an das Volksbildungswesen in den Grenzländern gestellt, wo es noch dazu gilt, das deutsche Kulturgut gegen fremde Einflüsse zu verteidigen, heute vielleicht auch schon deutsche Kultur über die Grenzen zu tragen.

Es ist kein Zufall, daß das gesamte Volksbildungswesen nach dem verlorenen Kriege in den Mittelpunkt seiner Tätigkeit den Heimat- und Volkstumsgedanken stellte. Immer, wenn eine Nation sich selbst in Gefahr sieht, wird sie sich auf die eigenen volklichen und heimatlichen Kräfte besinnen müssen (vor 120 Jahren: Jahn, Grimm, Stein u. a.). Auch in Oberschlesien haben nach dem Kriege und nach der Abstimmungszeit der Volksbildungsgedanke und die Heimatidee Boden gewonnen, und es sind Vereinigungen und Anstalten entstanden, die in dieser Richtung rastlos und erfolgreich arbeiten. Eine vollkommen neuartige Einrichtung dürfte die Kreisheimatstelle Rokittnitz sein, die mit Hilfe des Landkreises Beuthen geschaffen wurde. Rokittnitz ist ein landschaftlich schöner, wirtschaftlich aufstrebender Ort im Mittelpunkt des Kreises, in der daselbst errichteten Kreisiedlung wurden Räume für die Heimatstelle zur Verfügung gestellt.

Die Aufgabe, die sich die Heimatstelle Rokittnitz gestellt hat, ist eine zweifache. Sie arbeitet an der heimatkundlich-wissenschaftlichen Erforschung des Kreisgebiets und Oberschlesiens überhaupt (einschließlich des abgetretenen Teiles), und sie will die gewonnenen Ergebnisse in weitestem Umfange dem Volke übermitteln.

Die Träger der ersten Aufgabe sind die heimatkundlichen Arbeitsgemeinschaften, von denen nahezu

jedes Dorf eine besitzt. Die Forschungsarbeiten erstrecken sich auf Geschichte (Archivstudien) und Volkskunde (Märchen, Sagen, Volkslied, Volksmund, Brauch und Sitte), auf die geographisch-geologischen und floristisch-faunistischen Verhältnisse. Die Heimatstelle ist Sammel- und Geschäftsstelle, unterstützt alle diese Arbeiten und regt an, sie gibt regelmäßig eine Zeitungsbeilage heraus und verlegt die Veröffentlichungen ihrer Mitglieder. Sie hat eine Bibliothek von rund 2500 Nummern bis jetzt zusammengebracht, hält etwa 40 verschiedene Zeitschriften, unterhält ein Zeitungsausschnitt- und ein Lichtbildarchiv, denen planmäßig Ausschnitte bzw. Lichtbilder der einzelnen Dörfer einverleibt werden. Die Mitarbeit am Institut für wissenschaftliche Pädagogik in Oberschlesien läßt erhoffen, daß auch pädagogische Arbeit hier einen Mittelpunkt finden wird, zumal die meisten Mitarbeiter Lehrer sind. Die Kreisheimatstelle sammelt auch die im polnischen Nachbargebiet erscheinende politische, wirtschaftliche und historisch-volkskundliche Literatur, soweit sich Berührungspunkte mit deutschen Interessen ergeben und stellt sie Interessenten zur Verfügung. Verhandlungen wegen der Errichtung eines Vogelschutzgehölzes nebst ornithologischer Station stehen vor dem Abschluß, desgleichen soll ein Teich gepachtet werden, um als hydrobiologische Station zu dienen. (Bereits bekannt sind den Lesern des „Oberschlesiens“ Forschungsergebnisse eines Mitarbeiters, des Herrn Mittelschullehrers Kojas — Eiszeitrelikte in den Dramaquellen —. Herr K. erforscht gegenwärtig die Muschelwelt Oberschlesiens.) Schließlich sind in der Kreisheimatstelle K. einige Zimmeraquarien vorhanden, Anregungen zur Einrichtung von Schulaquarien sind damit gegeben.

Noch ausgedehnter ist die Volksbildungsarbeit der Heimatstelle. Schon im ersten Jahre ihres Bestehens wurden Heimatabende, Vorträge, Lese-Eichendorff- und Dürerabende, Märchenmittage für Kinder u. a. abgehalten; großen Erfolg hatten die Tagungen für Naturschutz in den bedeutenderen Dörfern. Alle diese Veranstaltungen konnten mit Hilfe der Lichtbildsammlungen und mit Unterstützung des Kasperlespiels wirksam ausgestaltet werden. Es wurden fernerhin heimatkundliche Ortsführungen, sowie größere naturkundliche, geologische oder allgemeine Wanderungen unternommen, die bereits herausgekommene Literatur war dabei ergänzende, vertiefende und anregende Stütze.

Au die Heimatstelle sind angegliedert eine Beratungsstelle für das Laienspiel (Heimgarten!) und eine Auskunft für Jugendwanderer, beide werden von Sachkennern geleitet. Die Laienspielberatungsstelle soll demnächst in den Stand gesetzt werden, Kostüme sowie eine Stilbühne verleihen zu können. Eine eigene Spielschar, eine Tanzgruppe und ein kleiner Henselchor konnten bereits mit Erfolg auftreten. Die Jungwanderauskünfte vermittelt den Verkehr mit dem Jugendherbergsverband, besitzt Karten, Führer, Zeitschriften, Literatur und erteilt Auskünfte jeder Art. Selbstverständlich steht die Kreisheimatstelle in Verbindung mit verwandten Anstalten, ebenso mit Zentralstellen, wie mit der Gesellschaft für Volksbildung mit der Universitätsbibliothek Breslau, mit der staatlichen Stelle für Naturschutz, dem Zentralinstitut für Erziehung und Unterricht usw.

Ein Ausbau nach verschiedenen Seiten ist noch möglich und notwendig. So werden z. B. geplant: die Rekonstruktion eines alten oberschlesischen Bauernhauses aus Echtholz zwecks Verwendung als Heimatstube (Heimatomuseum, Bauergarten), eine familiengeschichtliche Sammel- und Beratungsstelle, die Anlage eines größeren Herbariums u. a. mehr.

Das Zueinandergreifen zweier Aufgabenkreise in der Heimatstelle hat nach den bisherigen Erfahrungen auf beiden Seiten befruchtend gewirkt. Sowohl der Arbeitsumfang als auch die methodische Gestaltung der Arbeitsweise werden im Laufe der Zeit hoffentlich zur vollständigen Klärung gelangen. Mitzuwirken an dieser Ausgestaltung sind die neuerdings erstandenen Schwesteranstalten der Kofittuiker Heimatstelle berufen, dazu ein herzliches Glück auf!

W. K.

## Deutsche Jugend im Osten

Von Franz Reinhard, Neisse, Heimgarten

Der 5. Verbandstag des kathol. Jungmännerverbandes Deutschlands ist beendet. Der erhöhte Pulsschlag geistigen und vitalen Schwunges, den die Tagung der 500 Jungmänner in der alten, bedächtigen Stadt Neisse auslöste, ist in den Alltagsrhythmus zurückgeebbt. Aber immer noch vibrieren die Nerven der Stadt leise nach vom Anprall des starken Jugendlebens. Denn Neisse — obwohl in ihm die Wiege der katholischen Jugendbewegung stand und der Heimgarten, das Volksbildungshaus aus dem neuen Wollen der Jugend, vor seinen Toren liegt — ist eine konservative Stadt, die Tagung aber war bewegt, lebendig ins Werdenende weisend, und glanzvoll in geistiger und repräsentativer Beziehung.

Bunt und vielfältig wehten die Flaggen, am Bahnhof und auf dem Wege zum Ring, dessen Viertel in der wiegenden Forbigkeit der Fahnen und Fähnchen freudig leuchtete. Hoch oben vom schlanken spizen Turm der gotischen Stadthalle — vom wuchtigen Giebel der prächtigen St. Jakobs-Kirche grüßten sie und an den Zugängen zum Stadtzentrum wölbten sich schönengeschmückte und beschriftete Ehrenbogen. Der Neisser Ring ist sehr schön in seiner architektonischen Gestaltung und Anlage. Als köstliche Schmuckstücke der Renaissance, des Barock und Rokoko säumen die alten Bürgerhäuser den großen Ringplatz. In dessen Mitte aber erhebt sich eine Gebäudegruppe, die die Höchstblüte städtischer bürgerlicher Kultur repräsentiert: An der Ostseite das Rathaus mit seinem 89 m hohen Turm. „Es wird 1372 zuerst, mit den angebauten Tuchkammern und Kramläden erwähnt. Eine nadelschlanke Spitze trägt Knopf und Turmfahne. Die Turmflächen sind mit spätgotischem Zierwerk bedeckt. Die Westseite des Ringes beherrscht die alte Stadtwage, die spätere Kammerei. Sie ist in den Jahren 1602—64, in den Formen deutscher Spätrenaissance erbaut. Der wunderschöne Giebel ist in seiner architektonischen Gliederung, mit seinem Skulpturen- und Bilderschmuck eine der reichsten und bestdurchdachtesten Schöpfungen jener lebens- und schönheitsfrohen Zeit.“ Dies war das Bild, das sich den Jungmännern bot, als sie, vom Breslauer Zuge kommend, mit ihren Präsidcs, mit klingendem Spiel und wehenden Fahnen einmarschierten. Kultur der Vergangenheit und Gegenwartstreue gaben so den Rahmen für die Begrüßung der Ankommenenden durch die Stadtverwaltung. — Im renovierten, festlich geschmückten und besagigten Stadthausaal eröffnete das Neisser Stadtorchester von der Empore herab den Begrüßungsabend mit den feierlich-frohen Klängen des Meisterfinger-Vorspiels. Es folgte ein schwungvoller, mitreißender Prolog und nach ihm die programmatische Eröffnungsrede des Verbandsobmanns Georg Wagner. Kurz und prägnant umriß sie die Aufgaben des 5. Verbandstages: Die Kultur unseres Gemeinschaftslebens und die Bedeutung des Ostens im Verband. Die Vertreter der Presse notierten eifrig diese und die folgenden Reden der Begrüßung, die umrahmt wurden von den Musikvorträgen des Orchesters. Beeinträchtigend für die Bedeutung des Abends war der Fortfall der Rede über den deutschen Osten. Prälat und Reichstagsabgeordneter Ullrich sollte sie halten, jedoch das wichtige und mühevollen Geschäft der Regierungsbildung hielt ihn in Berlin fest. So konnte der Abend leider nicht zu der geistigen Bedeutung gesteigert werden, die ihm zugeordnet war und die die folgenden Vormittagstagungen durchweg erreichten.

Diese Vormittagstagungen selbst waren in Aufbau und Gliederung, in ihrem angenehmen, erfrischenden Wechsel von Vortrag, Rezitation und Musik neuartig und durchaus vorbildlich. Jede Tagung begann mit einem Satz aus dem Quartett eines unserer Meister. Der erste Tag brachte

einen ersten Auftakt: die Karl Mosterts-Gedächtnisfeier. Für alle war es eine ergreifende Feierstunde; schmerzlich überwältigend aber war sie für die, die jahrelang zusammen mit dem edlen, opfermutigen, zutiefst aristokratischen Manne das Werden des Verbandes an der Zentrale in Düsseldorf erlebten. Der Flugkraft seines Geistes, der Spannkraft seines Willens, der Klugheit seines Genies und der unantastbaren Reinheit seiner Persönlichkeit verdankt der Verband sein reiches, auf breiterster Grundlage sicher ruhendes Wachstum. Mit Schuberts überirdisch-schönem, verklärten Andante aus dem Quartett „Der Tod und das Mädchen“ begann die Feier. Und der Sprecher des Dichtertwortes auf der Lagung vertiefte und vergeistigte die Stimmung der Trauer mit dem sprachlich kostbaren, fein empfundenen Epilog zu Mosterts Gedächtnis, von Franz Johannes Weinrich:

„Nun schweigt Müß! Zu weit entführst du in das Schweigen;  
du warst, was wir nicht zeigen:  
Träne, Schluchzen, unsre Trauer um den Toten,  
der da eingesetzt zum Vater der Vieltausend.“

Eine Minute des gedankenvollen Schweigens vereinigte die stehende Versammlung in der Hinnwendung der Seelen zum teuren Toten. Darauf sprach der neue Generalpräses — der heute zum erstenmale öffentlich vor den versammelten Vertretern des Verbandes stand — seine Worte über Mosterts Persönlichkeit und seine Arbeit am Werk, und er schloß mit der Versicherung, auf der übernommenen Grundlage tapfer weiterzuarbeiten, die gewonnenen Erkenntnisse zu festigen und zu vertiefen. Dann aber übergab er die Lagung dem Rechte der Lebenden. — Zunächst kam, wie an allen Tagen, eine Schriftlesung, von der Versammlung stehend angehört. Das vom Orchester begleitete Lied „Lobt froh den Herrn“, von 500 Jungmännerchören stark und kraftvoll gesungen, leitete mit festlichem Schwung hinüber in das Gebiet der Reden. Nach der eröffnenden Rede des Generalpräses leitete die Musik, mit dem Andante aus Beethovens G-dur-Quartett, über zum Glanzpunkt des Tages, zu Dr. Sonnenscheins Rede: „Die Kulturaufgabe der deutschen Katholiken.“ Es war unstrittig die in Idee und Stil beste Rede der gesamten Lagung und brausender, nicht endemwollender Beifall lohnte die Arbeit des Redners im schwarzen Priesterrock, — des Asphaltseelforgers aus der Millionenstadt Berlin. Seine Worte aber waren ein Hochgesang auf die Kirche und nichts Besseres konnte als Dichtung hinter dieser Rede gesprochen werden als die anschließende „Hymne an die Kirche“ von Gertrud von le Fort. Eine Atempause trennte diesen Abschnitt der Lagung vom nächsten. Nach der gewaltigen, tiefdurchdachten Rede Dr. Sonnenscheins, die sich unter den Händen des Redners immer klarer herauskristallisierte, hatte Dr. Bentges keine leichte Arbeit, mit seinem Vortrag „Feste und Feier“ noch ein starkes Interesse zu erzwingen. Die Menge guter, aus der Praxis erwachsener in eine bildhafte Sprache gebrachter Gedanken bildete zwar eine genügende Grundlage zur Fesselung der Zuhörer, sicherlich aber lag es an der Art des Vortrags — der aus dem fertig gedruckten Manuskript abgelesen wurde — daß man die Ursprünglichkeit vermißte, die notwendig ist, sollen rhetorische Gedankengänge im großen Auditorium voraussetzungsloser Zuhörer zu lebendigem Mitdenken hinreißen. Zur Wirkung einer Rede und eines Vortrages gehört doch das Studium der Persönlichkeit, das durch Wort, Geste, Sprache des Mundes und des Auges ungehemmt vom Redner auf den Zuhörer sich übertragen muß. Wie wenige verstehen heute noch die hohe Kunst, einen tiefen, tragfähigen Gedanken zu einer Rede auszuspinnen, Beweis und Gegenbeweis gegeneinanderprallen zu lassen, getrennte Welten im Schweißfeuer der Rede synthetisch zu verbinden und die Pointe klar und schlagend herauszuschleudern; und dies alles in einer Sprache, die aus dem



Augenblick geboren und geformt, auf moderner phonetischer Grundlage aufbauend, vom feinsten sprachlichen Instinkt gewertet und verwertet wird. Wo ist heute die hohe Schule der Sprachkunst und Rhetorik? Wir können noch singen, musizieren, Theater spielen, und wir haben noch Schulen, in denen man diese Künste lernt, wer aber versteht noch die Kunst der Rede? — Mit einem gemeinsamen Lied schloß dieser erste bedeutungsvolle Vormittag. Die Teilnehmer eilten in ihre Quartiere und wanderten dann, nach Mittagbrot und Ruhepause, in den Heimgarten hinaus, wo in Haus und Garten verteilt, die Arbeitskreise zu ernsthafter Aussprache und Diskussion sich zusammenfanden. Trotz herrlichstem Sommerwetters arbeitete alles unverdrossen und froh mit — eine Haltung, die den Ernst, mit dem die Jungmannschaft ihre Aufgabe anpackt, ins günstigste Licht stellt. Die Abendmahlzeiten wurden gemeinsam im großen Heimgarten-saal eingenommen und daß es dabei recht heiter und aufgeräumt zugeht, ist wohl selbstverständlich, da die Bedienung trotz der umfangreichen Beteiligung gut organisiert war und nichts zu wünschen übrig ließ. Den dienstbaren Geistern des Heimgartens gebührt hierfür ein besonderer Dank.

Als erste Abendveranstaltung gab es Donnerstag Abend einen Heimabend im Heimgarten-saal. Zu Beginn bot die Spielschar des Hauses das Vorspiel zu Weismantels „Wächter unter dem Galgen“. Das Spiel wurde den Zuschauern zu einem tiefen Erlebnis, das sich in gehaltenem Schweigen zu erkennen gab. So wie der ganze Heimabend als Beispiel gedacht war, sollte auch mit diesem Spiel illustriert werden, wie mit einfachsten Mitteln und der rechten Einstellung ein kleines Werk ausgewertet und für unsere Feste nutzbar gemacht werden kann. Und dann folgten in ammutiger Abwechslung gemeinsame Lieder, Geselligkeitstänze der Heimgarten-Tanzgruppe, Chor- und Einzellieder von Laute und Flöte begleitet; auch Märchen und Geschichten wurden erzählt und ehe man sich versah, wars Zeit, nach Hause zu gehen. Zwanglos hatte sich das Programm, vom Humor des Generalpräses glücklich verbunden, entfaltet und ein gemeinsames Abendlied entließ die angeregte Teilnehmerschar zur Nachtruhe.

Hatte der erste Tag mit einem Choralamt in der Kreuzkirche begonnen, so brachte die Feier des hl. Opfers am Peter und Paulstage die prächtige „Missa ave maris stella“ für gemischten Chor, Orgel und großes Orchester, von dem Meißner Komponisten J. Blaschke. Die ganze Tagung stand unter dem Zeichen des Geistes, der in Petrus und Paulus zur weitreichenden Synthese zusammengeschlossen ist. Der Nachmittag führt die Jungmänner zum Sterbehaus und Grabe Eichendorffs auf dem Jerusalemer Friedhof. Lied und Wort umrahmten die feierliche Kranzniederlegung als Gruß an den deutlichsten Dichter der Romantik, als Gruß an die katholische Persönlichkeit Eichendorffs. — Der Abend aber gab allen ein großes Erlebnis: die Aufführung des Lippischen „Münsterspiels“ auf den Stufen der alten barocken Jesuitenkirche am Salzring in Meisse, dem altherwürdigen Schauplatz der Jesuitenpiele des Barock. Die Heimgartenspielschar, zusammen mit Meißner Jungmännern und Mädchen erbrachte einen prächtigen Beweis ihrer Leistungsfähigkeit und künstlerischen Hingabe. Und wie ein Orkan brauste am Schluß des Spieles vom tausendköpfigen Volke mitgesungen, das Te Deum in die klare Mondnacht. Unwiderstehlich verlangte die innere Ergriffenheit einzuziehen in die Kirche und dort klang der gewaltige Lobgesang aus in das alte Lied:

„In dieser Nacht sei du mein Schirm und Wacht.“

Am folgenden Abend aber — dem Sonnabend — wanderten fünfhundert Jungmänner hinaus nach Mariahilf — mit wehenden Wimpeln und Fahnen und Liedern wallfahrteten sie zur Muttergottes, weit draußen vor Meisses Toren. Dort, unterm gestirnten Nachthimmel, von dem

der Mond, das wache Auge Gottes, herniederjah, hielten sie ihre Salve-Andacht. Spät war es, als die Mauern der Stadt sie wieder umschlossen.

Mit Lied, Lesung, Musik, Vorträgen und Rezitationen waren die drei arbeitsreichen Tage hingegangen; da brachte der Sonntag nochmals einen Höhepunkt. Se. Eminenz, Fürstbischof Kardinal Bertram von Breslau, celebrierte das Pontifikalamt in St. Jakobus. Die Musik spielte die Messe in F für gemischten Chor, Orgel und Orchester von Karl Maria Pembaur. Der Generalpräses hielt die Festpredigt, der Kardinal aber weihte das neue Verbandsbanner, auf dessen weißem Grund goldgelb das Christuszeichen leuchtet. Während, anschließend an das Hochamt, im Stadthausaal die Begrüßung und Glückwünsche der staatlichen und provinzialen Regierungsstellen und die zusammenfassenden und weiter weisenden Reden des Verbandsobmannes des Generalpräses, des Kardinals und des Prälaten Ullsika mit unermüdlichem Beifall aufgenommen wurden, — zogen in langem, klingenden Zuge die oberschleisischen und schlesischen Jungmännervereine, die in allen Kirchen Neisses von früh an ununterbrochen ihre Messen gehört hatten, durch die aufstrebende Stadt. Am frühen Sonntagmorgen waren sie, in überwältigender Zahl, mit vielen Bügen angekommen. Es war ein ungeheures Leben in den Straßen, sodaß jeder, der vom Sein unserer neuen Jugend noch nichts wußte, staunend das reiche, vielfältige Jugendleben erkannte, das sich in überwältigender Fülle zeigte.

Noch weitaus mehr aber mußten alle diese Außenstehenden erstaunen, als sich am Nachmittag die gewaltige Rundgebung der katholischen Jugend des Ostens, des Grenz- und Auslandsdeutschtums im Stadion abrollte. Ein nicht endemvollender Zug von Jungmännern, mit zahlreichen Wimpeln und Fahnen, mit Trommeln und Pfeifferkorps bezogen in festem Schritt das weite Feld des Stadions. Und dann standen sie aufgereiht vor dem Sitz der Verbandsleitung, die Fahnen in bunter Front und hinter ihnen Tausende von Jünglingen und Jungmännern. Dann bestieg Diözesanpräses Pufowski aus Berlin den Turm, von dem herab sonst der Spielführer die Wettspiele des Stadions leitet; und er richtete sein gewaltiges Wort — nicht im Dienste des körperlichen, sondern im Dienste des geistigen und seelischen Trainings — an die Massen, die ihm mit brausendem Heil dankte. Und dann sangen alle die Tausende, daß die Luft erbehte, das Lied:

„Ein Haus voll Glorie schauen.“

Der Sprechchor der hundertfünfzig Jungmänner aber, vom Leiter der Heimgarten-Spielschar dirigiert, sprach das Sprechchorwerk „Unser Gelöbniß“, von Fanfaren eingeleitet. Den Beschluß des Festaktes machte das gemeinsam gesungene Lied:

„Wann wir schreiten Seit' an Seit'  
Und die alten Lieder singen,  
Und die Wälder widerklingen,  
Fühlen wir, es muß gelingen:  
Mit uns zieht die neue Zeit.“

Das ist das Marschlied der neuen Jugend! Von Neuem ordnete sich der gewaltige Zug, zog heraus aus dem Stadion, durch die Stadt, vorbei an der Stadthalle. Auf deren Treppenstufen war ein Thron aufgebaut; auf ihm saß segnend Kardinal Bertram, umgeben von seinen Begleitern und der Verbandsleitung. Tausende junger Menschen schritten an ihm vorbei, riefen ihr jauchzendes Heil, schwenkten die Wimpel und Fahnen und schritten hinein in die Kirche. In der St. Jakobskirche aber segnete, aus dem Fenster der Monstranz, Christus der König selbst, noch einmal und zum letzten Mal in Neisse, die getreue Schar der Vieltausend. Damit aber hatte der 5. Verbandstag des deutschen katholischen Jungmännerverbandes sein festliches, bedeutames Ende gefunden.

## Das Jubiläum der „Ostdeutschen Monatshefte“

Von Dr. Hans Buchhold

Die „Ostdeutschen Monatshefte“ feiern einen Ehrentag. Sie sind in das neunte Lebensjahr eingetreten und bringen jetzt im Juli 1928 das hundertste Heft heraus.

Es geht mit den Zeitschriften wie mit den Menschen, es scheint auch ihnen eine Lebensgrenze gesetzt zu sein, sie sterben eines Tages an Überalterung, wenn sie nicht in frühester Jugend von den Kinderkrankheiten erfaßt ihnen erliegen, weil ihre natürliche Anlage zu schwach war, sich durchzusetzen.

Wir haben es in Deutschland nach dem Kriege erlebt. Als der Schlachtendonner verstummte und die Menschen wieder in die alte Ordnung sich eingliederten, als sie den geistigen Fragen, dem literarischen Leben sich von neuem zuwandten, als viele nach dem politischen Zusammenbruch mehr wie je das Bedürfnis nach innerer Bereicherung empfanden, da schossen auch Zeitschriften überall empor wie Pilze nach dem warmen Regen. Aber wieviele von ihnen konnten sich behaupten! Gerade die unter ihnen, die nicht dem rohen Geschmack der Masse dienen wollten, die edleren und feiner organisierten Erscheinungen hatten meist das Schicksal zarter Kinder, die ein schwerer Krankheitsanfall rasch dahintrafft. Es gehörte schon eine gute, kräftige Naturanlage dazu, wenn sie durch die Grippe der Inflationszeit, durch die seelischen Depressionen des deutschen Volkes im letzten Jahrzehnte sich durchringen konnten!

Die „Ostdeutschen Monatshefte“ haben die Krisis überstanden, sie sind stetig gewachsen und reif und wetterfest geworden, sie versprechen ein langes Leben noch, sie gehören zu jener Auswahl der Besten, welche die Natur, die ständig zeugende und vernichtende, bei allen ihren Geschöpfen vornimmt, um eine höhere Entwicklung zu erreichen.

Das Sträuchlein, das vor neun Jahren in der von polnischer Volksflut umbrandeten Ostmark erwuchs, von wenigen nur gekannt, gehütet und gepflegt, ist ein hoher Strauch geworden, in dessen Zweigen alle deutschen Singvögel nisten, an dessen Wachstum und Schönheit sich alle deutschen Herzen freuen im Westen wie im Osten, im Süden wie im Norden, insbesondere alle die, welche hungern und dürsten nach Heimkehr ins deutsche Reich; denn sie alle fühlen es: Hier, in den „Ostdeutschen Monatsheften“ ist ein Hort deutscher Kultur, ein Bergquell deutscher Kraft, ein Flügelrauschen der deutschen Seele, die sich nicht zerstören lassen will. Hier ist keine politische Einseitigkeit, keine religiöse, keine literarische, hier ist auf allen Gebieten geistigen Lebens stets das allen Deutschen Gemeinsame, sie einträchtig Verbindende, sie alle Erhebende und miteinander fester Verwurzelnde dargeboten worden. Darin lag die erobernde Kraft der „Ostdeutschen Monatshefte“, daß sie, aus Heimmattreue und Ostmarktroz erwachsen, doch nicht in der engen Begrenztheit provinzieller Selbstbewunderung hafteten, sondern von vorn herein und immermehr ihr Streben darauf wandten, Brücken zu schlagen von einem deutschen Volkstamm zum andern, den durch Feindesdiktat abgerissenen Osten durch den großen Heimatgedanken in Blutsverbindung mit allem deutschen Leben und allen unsern Kulturwerten zu erhalten. Das ganze Deutschland soll es sein, rufen die Ostdeutschen Monatshefte! Das ganze Deutschland soll mit uns sein, wie wir mit ihm! Die Marienburg und die Wartburg grüßen einander, die Weichsel und der Rhein rauschen einander schvesterlich zu: wir wandern zusammen in einer Liebe, verbunden durch eine Vergangenheit, strömen wir einer Zukunft zu. Die Türme des Kölner Doms wie die der Danziger Marienkirche, die Lieder Goethes und die Gedanken Kants, sie haben alle



Die Kreisheimatstelle in Rokittnitz

einen Sinn, ein Wesen. Und das ist der Kern der „Ostdeutschen Monatshefte“, daß in ihnen das Wesen all dieser Gestaltungen sich kundtut, daß der deutsche Idealismus sie wie Adlerschwingen über alle Dummheiten und Beengungen hob, in denen andre Zeitschriften erstickten, die auch das Gute wollten.

Wer die „Ostdeutschen Monatshefte“ kennt, weiß, was ich sagen will. Hier redet der Nürnberger Albrecht Dürer zu uns und dort der Danziger Daniel Chodowiecki, hier steht Hindenburgs Heldengestalt und dort der tief sinnigste schlesische Dichter Hermann Stehr, hier schauen wir in das Land an der Ruhr und dort ins Baltenland, hier erfreuen wir uns an den alten Kirchen und Bürgerbauten des Ordensgebiets und dort an den Siedlungen Siebenbürgens. — Die vielen reich gebildeten Sonderhefte der Zeitschrift geben schon durch ihre Namen dem flüchtigen Leser eine Vorstellung von der Vielseitigkeit, von der Landschaft, Volkstum, Geschichte, Wirtschaft, Wissenschaft und alle Kunstzweige umfassenden Darstellung der Kulturleistungen, die der Osten birgt und die er mit dem ganzen Volke gemeinsam besitzt. Da ist das Rheinlandheft, da ist Oberschlesien, Galizien, das Elsaß, Polen und Rußland, die Südmark, da ist Danzig und Frankfurt a. Oder, da ist die ostdeutsche Architektur und Malerei und ostdeutsche Landschaft, Weichselebene, Samland, Masuren, da ist Kant, und hier ist Käthe Kollwitz. Und es sind nicht immer nur die Großen, die Prominenten, wie man heute sagen muß, welche gefeiert werden, sondern der Herausgeber hat sehr glücklich verstanden, aus der Flut der Erscheinungen immer wieder das Gesunde, Erhaltenswerte, Starke herauszugreifen, mit einzureihen in seinen großen Bilderzug. Neben Löns und W. v. Molo und H. Stehr kommen fast vergessene Gestalten wie die der Karschin, kommen jüngste Kräfte wie Friedrich Griefe und Paula Grogger zu Wort und zu Geltung.

Zweifellos liegt in der richtigen Auswahl aus den unzähligen Bezeugungen der geistig schaffenden Köpfe der Gegenwart eine der größten Schwierigkeiten und Gefahren für den Bestand einer Zeitschrift; wie leicht kann der Herausgeber hier einseitig werten, überschätzen, unterschätzen und so oder so seine Leser mißmutig machen und verlieren! Das ist das große Verdienst Carl Langes, des Steuermanns am Schiffe „Ostdeutsche Monatshefte“, daß er immer klaren Kurs gehalten hat und auch in Nacht und Nebel instinktiv fühlte, wohin er zu halten habe.

Carl Lange war der rechte Mann zur rechten Sache. Beides zusammen gab den Sieg. Er war, obwohl seine innerste Neigung ihn von früh an zur künstlerischen Wirksamkeit zog, Offizier geworden und stand viele Jahre vor dem Kriege, Artillerist, in Danzig, lernte Menschenart, Volkstum, Landschaft und Leben im Osten kennen und lieben. Einem schon vor dem Kriege geplanten Berufswechsel trat die Berufspflicht entgegen, als im Sommer 1914 die Welt in Haß entbrannte. Carl Lange war überall tapfer mit dabei, im Osten, dann an der Nordsee (Vorfuhrer Kriegszeitung), zuletzt am Kemmelberg. Aber ebenso tapfer stand er seinen Mann, als beim großen Zusammenbruch die polnische Flut die Deiche zerriß und den Zusammenhang des deutschen Volkstums im Weichsellande, in Danzig, mit der Heimat und mit dem Reiche aufhob. Damals verzweifelte er nicht und verkroch sich nicht in Mißmut an der neuen Welt, er besann sich nur, was er in der veränderten Lage tun müsse zugleich für sich und für sein Volk. Er sah die Not. Er sah: Dies Volkstum im ehemaligen deutschen Ordensland, zum Teil überflutet von polnischer Gewalt, zum andern Teil zur Insel geworden im slavischen Meer, dies Volkstum wird in die Gefahr geraten, daß es sich aufgibt, und in die, daß der Deutsche im Reiche seiner nicht mehr achtet und es vergift!

Wenn man ein Mittel fände, diesem bedrohten Volkstum das Rückgrat zu steifen! Wenn man die Volksgenossen lehrte, stolz zu sein auf ihre Vorfahren und deren Leistungen, auf die Gegen-

wart, auf all das geistige Sichregen unter ihnen, auf ihre Maler, Dichter, Gelehrte! Auf ihre Landschaft! Auf die Heimat überhaupt! Auf alles Herrliche, was die deutsche Seele hier und da, zu allen Zeiten und überall geschaffen hat! Wenn man ihnen beibrächte: das alles, Goethe, Dürer, Wartburg und Sanssouci, das ist euer Schatz so gut wie Kant und die Agnes Niegel! Und wenn man den Deutschen im Reiche dann und wann die Schlafmütze lüftete und ihnen ebenso höflich wie entschieden klar machen könnte, wieviel Reichtum deutscher Kunst dieser gefährdere Osten birgt, wieviel wertvolle Kulturgüter, wie viel verheißungsvolle Ansätze zu neuer Blüte und Frucht! Dann müßte doch wohl der eine denken: Ich bleibe deutsch. Und der andere müßte sich sagen: Der gehört zu mir, und ich darf ihn nicht preisgeben. Dann ist über den polnischen Korridor hinüber die Brücke gezimmert von Geist zu Geist, und die kann keine Bosheit, kein Schwert und kein Vertrag abbrehen.

So entsprang der Plan der „Ostdeutschen Monatshefte“, so begann Carl Lange, unterstützt von gleichgesinnten Freunden, von neuem den Dienst an Volk und Vaterland.

Ein Dichter, dessen Wärme und Feinheit sich am besten in seiner Sammlung „Strom aus der Tiefe“ offenbarte, ein Mensch, gütig, offen, vorurteilsfrei, fest und treu, empfänglich für alles Lichte und Schöne, so trat Carl Lange an seine Aufgabe heran, so hat er alle Fährnisse für die Zeitschrift überwunden und geht mit seinem „glückhaften Schiff“ auf neue Fahrt ins neue Jahr. In seiner Persönlichkeit liegt das Geheimnis seiner Erfolge, liegt die Gewähr für die Zukunft der „Ostdeutschen Monatshefte“, Die Notwendigkeit seiner Vorpostenstellung ist unverkennbar geworden. Sie wird gehalten werden, und sie muß gehalten werden von allen Deutschen für alle Deutsche. Wer unter uns es mit seiner Liebe zum Volke ernst meint, der steht zu den „Ostdeutschen Monatsheften“, wie der Soldat zur Fahne und freut sich ihres Sieges im hundertsten Heft und des Geistes, der ihn errang und behaupten wird.

U n m. d. S c h r i f t l.: Dr. Buchhold schrieb vorstehende Arbeit auf unseren besonderen Wunsch. Wir freuen uns des Erfolges unseres lieben Freundes und Kampfgefährten Karl Lange umso mehr, als vieles, was von den Ostdeutschen Monatsheften gesagt worden ist, auch für den „Oberschlesier“ zutrifft. Beide Zeitschriften sind eigenkräftig und wurzeln fest im heimatlichen Boden, wachsen aber auch hinein und hinaus in jene köstliche Weite, die da heißt Deutschland. Unser Name „Der Oberschlesier“ ist in dieser Beziehung keine provinzielle Einengung und Einkapselung, sondern eine bewußte und freiwillig gesteckte Zielsetzung und Kräftesammlung.

## Herrn Studienrat Dr. Reinelt, Beuthen O.=Schles. zum Silbernen Priesterjubiläum

Sehr verehrter, hochwürdiger Herr Jubilar!

Daß Sie am 20. Juni d. Js. den 25. Gedenktag Ihrer Priesterweihe festlich begangen haben, erfuhr die Schriftleitung leider erst, als das Juniheft schon gedruckt war. Wir wissen zwar, daß Sie Oberschlesien wiederholt als ihre „Fremde“ bezeichnet haben, daß Sie einen scharfen Strich zwischen dem Grafschaftler und dem Oberschlesier ziehen und wir freuen uns darüber, so sonderbar dies klingen mag. Gerade wir nämlich haben aus eigener Erfahrung Verständnis für das lebhafteste Gefühl der Verbundenheit mit der Scholle, auf der das Heimathaus steht. Doch macht uns dies traurig, daß der Name unserer Zeitschrift Sie davor abgeschreckt hat, das nur scheinbar fremde Grundstück zu betreten. Mit froher Genutuuung stellen wir fest, daß Ihre sehr

wohl bekannte Wirksamkeit durch nun fast ein volles Vierteljahrhundert unserer engeren Heimat gewidmet war. Hand aufs Herz! Sie lieben „unser“ — und auch „Ihr“ Oberschlesien anders und tiefer, als Sie in gewöhnlicher Redeweise eingestehen. Stille, uneingestandene Herzensneigungen brauchen Gelegenheiten, um sich zu verraten. Darum haben Sie in traurigsten und gefährlichsten Zeiten, als mancher mutlos schwieg, Ihre Stimme offen dafür erhoben, daß uns Oberschlesien die Scholle, und daß den Deutschen Oberschlesien erhalten blieb! Wer das tat, ist uns kein „Fremder“ und auch wir wollen ihm nicht weiter „Fremde“ sein!

Noch gilt es, auf den verbliebenen Trümmern aufzubauen, noch immer ist es nötig, Mutlose aufzurichten, Kräfte zu wecken und zu sammeln, Wege zu weisen. Wir wissen, daß Sie das können. Indem wir darum uns zwar verspätet, aber desto herzlicher der Schar derer anschließen, die Ihnen zu Ihrem Ehrentage aufrichtig ihre besten Glückwünsche aussprechen, nehmen wir auf Grund Ihrer bisherigen im Dienste Oberschlesiens geleisteten Arbeit das Recht in Anspruch, Sie — selbst gegen Ihr Sichsträuben — ganz als den „Oberschlesier“ zu begrüßen. Wir bitten Sie, die entgegengestreckte Hand froh und kräftig zu schütteln! Freundschaft gegen Freundschaft! Treue gegen Treue!

Mögen Sie, lieber und tiefverehrter Herr Jubilar, noch recht viele Jahre glücklich und erfolgreich weiterkämpfen. Mögen Ihnen die starken Wurzeln Ihrer Kraft erhalten bleiben! Wir gönnen sie Ihnen gern. Gönnen Sie uns deren Früchte!

„Der Oberschlesier.“

## Zu unserer Notenbeilage

Diesmal zwei kleine Stücke von Georg Kluß aufs Klaviernotenpult, aus dem Geist einer gemäßigten Moderne heraus erfunden, die auch konservativeren Gemütern durchaus zugänglich sein wird. Die erste der abgedruckten Silhouetten (Op. 13, Nr. 4), leicht überhaucht von erotischem Duft, sagen wir getrost: von slawischer Melancholie, die zweite (Op. 13, Nr. 3), aufstürmend in den Eckteilen, grazios spielend im Mittelteil, neuzeitlich durch celestasthafte Farbtupfen, die bunt über einer Grundharmonie irisieren.

Der begabte Komponist, als Schaffender und Nachschaffender zu unseren besten Hoffnungen gehörend, stammt aus Falkenberg O.-S. Jahrgang 1892. Seine musikalische Ausbildung betreuten Hermann Buchal und Franz Kauf. 1921 legitimierte er sich für den musikalischen Lehrberuf durch Ablegung der Staatsprüfung in Berlin. Er wirkt gegenwärtig als Lehrer in Beuthen, betätigt sich daneben als Leiter eines Madrigalchors und als Musikschriftsteller. Die Kirchenmusik bereicherte er durch drei Messen (darunter eine mit Orchester), 6 Tantum ergo und Marienlieder. Auf weltlichem Gebiet liegt vor allem ein reiches Lieder-schaffen vor gegen 100 Nummern mit Klavier oder Orchester. Dabei sind Vertonungen von 27 Tischgebeten nach Texten von Ministerialdirektor Paul Kästner. Auch die Chormusik zog den Komponisten besonders an. Von der Aufführung der Chor-suite „Chinesische Tageszeiten“ und des Oratoriums „Weltall“ für Chor und Orchester haben die Zeitungen einen schönen Erfolg melden dürfen. An Instrumentalwerken ist auch kein Mangel; wir nennen eine Klavier-sonate, Variationen für Violine und Klavier, ein Doppelkonzert für Flöte und Violoncello mit Orchester. Zur Zeit beschäftigt den Tonsetzer die Niederschrift einer symphonischen Dichtung „Oberschlesien“. — Möge seine künstlerische Entwicklung weiterhin so erfreulich und gesund verlaufen wie bisher, und möge es ihm an verdientem Erfolg nie fehlen!

Verh. Strecke.

# M i t t e i l u n g e n / B ü c h e r e d e

Der Oberschlesische Bund für Heimatschutz beschloß in seiner am 14. Juni im Landeshaus in Ratibor unter dem Vorsitz des Landeshauptmanns stattgefundenen Mitgliederversammlung die Vornahme einiger notwendig gewordener Satzungsänderungen. Die Organe des Vereins sind künftig: Vorstand, Arbeitsausschuß, Mitgliederversammlung. Der Vorstand setzt sich aus folgenden Herren zusammen: 1. Vorsitzender: Landeshauptmann Piontek, 2. Vorsitzender: Reg.-Direktor Dr. Weigel, Geschäftsführer: Landesbibliotheksdirektor

Dr. Rother,

stellv. Geschäftsführer: Dr. v. Riehtshofen. Mit Rücksicht auf die Vereinfachung des organisatorischen Apparates sollen auf Vorschlag des Provinzialkonservators Pfarrer Hadeltschewitz die Heimatkundlichen Arbeitsgemeinschaften als Basis für die zu gründenden Ortsgruppen des Bundes dienen. Die Heimatkundlichen Arbeitsgemeinschaften werden ihrerseits noch zu der hier vorgeschlagenen Zusammenarbeit mit dem Bunde für Heimatschutz Stellung nehmen. Von der Versammlung wurden die nachstehenden 8 Betreuungsgebiete festgelegt, auf die sich die Arbeit des Bundes künftig verteilen soll. Für jedes dieser Gebiete wird ein Ausschuß gebildet, der den Charakter einer Beratungsstelle erhält. Es wurden nachstehende Betreuungsgebiete, sowie deren Leiter bestimmt:

Naturschutz (Leiter: Prof. Eisenreich.)  
Bodenaltertümer (Leiter Dr. v. Riehtshofen.)

Denkmalspflege und kirchliche Kunst (Leiter: Pfarrer Hadeltschewitz.)

Bauberatung, Siedlungswesen (Leiter: Regierungs- und Baurat Niemeyer.)

Friedhofspflege, Kriegerehrung (Leiter: Oberbaurat Borowski-Neisse.)

Reklame, Innenarchitektur, Farbiges Bauen (Leiter: Professor Zutt-Neisse.)

Oberschlesische Volkskunde (Leiter: Mittelschullehrer Perlick-Beuthen.)

Schutz der literarischen und archivalischen Urkunden (Leiter: Kommerzienrat Pinkus-Neustadt.)

Bei den Ausschüssen für Bauberatung, Friedhofspflege, Reklame und Innenarchitektur wird mit Rücksicht auf die aneinandergrenzenden und oft ineinandergreifenden Aufgaben eine gemeinsame Fühlungnahme der betreffenden Leiter empfohlen. Die Bildung der Ausschüsse erfolgt durch die Leiter selbst; sie werden geeignete Persönlichkeiten, die für diese Tätigkeit Interesse bekunden, zur Mitarbeit berufen.

Der Bund wird künftig durch eine Reihe von großen Veranstaltungen und Tagungen an die Öffentlichkeit treten, die in diesem und dem kommenden Jahre stattfinden werden. Die erste Veranstaltung dieser Art ist die vom 25. August bis 2. September in Ratibor stattfindende Erste Oberschlesische Naturschutztagung, die mit einer Ausstellung „Naturschutz und Schule“ verbunden sein wird. Für den Herbst d. Js. ist ferner ein Instruktionskursus für kirchliche Kunst- und Denkmalspflege vorgesehen, der im Heimgarten in Neisse abgehalten werden wird. Beide Veranstaltungen, denen der Bund finanzielle Unterstützung gewährt, gehen unter seinem Signum vor sich. Für die nächsten Jahre werden weitere Tagungen in Neisse, Neustadt, Patzschkau, Ziegenhals und Ratibor vorbereitet. Für die Tagung in Neisse werden durch die Ausschüsseleiter Prof. Zutt, Oberbaurat Borowski und Reg.- und Baurat Niemeyer, für die Tagung in Neustadt durch Kommerzienrat Pinkus und für die Tagung in Ratibor durch Dr. v. Riehtshofen die Vorbereitungen getroffen werden. Den Mitgliedern des Bundes wird der „Oberschlesier“ zu dem ermäßigten Preis von 4.— RM. jährlich (gegen Mitgliedschaftsnachweis) geliefert. Mit dem Herausgeber des „Oberschlesier“ ist eine dementsprechende Vereinbarung getroffen worden. Die Versammlung ehrte zum Schluß die



anwesenden Seniores des Bundes, Herrn Major v. Ruffer und Herrn Kommerzienrat Pinkeus durch Erheben von den Plätzen. Nach Schluß der Versammlung folgten die Teilnehmer einer Einladung zur Besichtigung der Landesbibliothek. Der Oberschlesische Bund für Heimatschutz ist zu einer fruchtbringenden Gestaltung seiner Tätigkeit auf die Mitwirkung aller Bevölkerungskreise angewiesen. Deshalb ergeht an unsere Bevölkerung der Ruf, dem Bunde als Mitglied beizutreten. Es ist für jedes Mitglied Gelegenheit zur aktiven Mitarbeit wie zu fördernder Unterstützung des Bundes gegeben. Anmeldungen zur Mitgliedschaft werden an den Geschäftsführer, Landesbibliotheksdirektor Dr. Rother, Ratibor, erbeten.

### Provinzialstelle für Naturdenkmalpflege in der Provinz Oberschlesien.

Kommissar: Professor Eisenreich,  
Gleiwitz, Raubener Straße 28.

Sitzung des Arbeitsausschusses am 24. April 1928. Als Vertreter der Behörden waren erschienen Oberregierungsrat Wehrmeister-Doppeln, Oberstudiendirektor Patzschowsky-Doppeln, Oberregierungs- und Forsttrat Rour-Doppeln.

Vorträge. Die Kreisheimatstelle Beuthen veranstaltete im März Naturschutztagungen in Miechowitz, Kosititz, Breslawitz; auf diesen wurden Vorträge über Naturschutz, zum Teil mit Lichtbildern, gehalten. An den Vorträgen beteiligte sich der Provinzialkommissar. Dieser hielt in der letzten Zeit auch sonst verschiedene Vorträge über die ober-schlesische Landschaft und über ihren Schutz: in Grottkau, Neustadt, Guttentag, Beuthen, Hindenburg, vor der Polizei im Bereiche des Industriebezirks, vor den Philologen in Gleiwitz und Randzin. — Herr Rauer-Mikultschütz hält in den Schulen vogelkundliche Vorträge. Diese Vorträge sind aufs wärmste zu empfehlen.

Juventare: Pflanzen- und  
Tierschutz.

Der Provinzialkommissar, Professor Eisenreich, legte als erstes Kreisinventar das des Kreises

Loß-Gleiwitz vor; es ist zunächst als Manuskript vervielfältigt. — Der Schutz des Schneeglöckchens und Maiglöckchens ist von der Regierung einheitlich für den ganzen Regierungsbezirk Oppeln verfügt. — Die Kreisheimatstelle Beuthen tritt mit großem Nachdruck für den Naturschutz ein.

Naturschutzgebiete; geschützte Baumbestände und Grünflächen. Bei den Verhandlungen über die Naturschutzgebiete wird zur Sprache gebracht, daß die Gefahr des Abbagerns des „Kaudens“ bei Ellguth in der Nähe von Otmachau durchaus noch nicht behoben sei. In einer Eingabe an den Herrn Reichsverkehrsminister wird gebeten, „ein solches Beginnen rechtzeitig zu unterbinden“. — Der an der Malapane zwischen Jawadzi und Colonnowska gelegene Tiergarten Malepartus ist zwar nicht als Naturschutzgebiet erklärt, erscheint aber nicht gefährdet, weil das Gebiet jetzt Regierungswald ist und alle Maßnahmen zum Schutze getroffen werden. — Ganz eigenartige landschaftliche Reize bietet die Dünen- und Heidelandschaft bei Basan im Kreise Rosenberg; das Gelände dürfte sich zu einem Naturschutzgebiet eignen.

Bei Besprechung der Sorge für die Baumbestände und Grünflächen in und bei Großstädten und in Industriegebieten wird bemängelt, daß in einem Falle Bäume, die in der Liste aufgezeichnet waren, ohne vorherige polizeiliche Genehmigung und ohne vorheriges gutachtliches Anhören der Provinzialstelle für Naturdenkmalpflege gefällt worden sind. — Hingewiesen wird auf die Entwaldung zwischen Gleiwitz und Laband, die die Gegend zu einer Sandwüste machen.

Ausflüge, Lehrgänge, wissenschaftliche Durchforschung Oberschlesiens.

Am 6. Januar 1928 fand unter Leitung des Herrn Schlott-Breslau ein Fledermausausflug in die Höhle von Stolz bei Frankenstein statt; im Anschluß daran wird in Oberschlesien eine systematische Bearbeitung der Fledermausvorkommen stattfinden. Vom 11.—14. Juni fand im Kreise Cosel unter Leitung von Herrn Dr. Huetz von der Staatlichen Stelle für Naturdenkmalpflege ein pflanzensoziologischer

Lehrgang statt. Es wird der Vorschlag gemacht, auch tiersoziologische Lehrgänge einzurichten. — Lehrer Schubert-Gr. Ellguth hält einen Vortrag über die botanischen Aufgaben in Oberschlesien, berichtet über seine Arbeit über die oberschlesische Adventiflora und gibt Richtlinien für eine einzuführende Moorforschung. — Mittelschullehrer Rogias-Mikultsch gibt einen Plan über die zoologische Erforschung Oberschlesiens.

Der Vereinfachung der Organisation der naturkundlichen Bestrebungen in Oberschlesien wird dringend das Wort geredet.

#### Naturschusztagung in Ratibor.

Am 25. und 26. August findet in Ratibor eine Naturschusztagung statt, und im Anschluß daran eine Naturschusausstellung vom 25. August bis 2. September. Für die Ausstellung, die besonders das Verhältnis von Naturschutz und Schule zur Darstellung bringen soll, wird die starke Heranziehung der Lehrerschaft, sowohl in den Volksschulen wie in den höheren Schulen empfohlen. — Rektor Sczodroß, Herausgeber des „Oberschlesiens“, erklärt sich bereit, ein Sonderheft für die Ratiborer Tagung und Ausstellung herauszugeben. Die Mitglieder des Arbeitsausschusses der Provinzialstelle sind bereit, für dieses Heft Beiträge zu liefern.

#### Beuthener Fachsitzung der Arbeitsgemeinschaft für oberschlesische Volkskunde.

Die volkskundliche Wissenschaft gewinnt immer mehr an Verbreitung und Bedeutung. Auch in Oberschlesien besteht seit 1919 eine Zusammenfassung der volkskundlich interessierten Persönlichkeiten in einer Arbeitsgemeinschaft, die es sich zum Ziele gesetzt hat, den ethnologischen Problemen der Heimat nachzugehen. Die Mitglieder der Arbeitsgemeinschaften kommen in monatlichen Sitzungen zusammen und versuchen durch Besprechungen und Referate Fragen zu klären und Anregungen für das weitere Arbeiten zu geben. Am rührigsten zeigt sich dabei ohne Zweifel die Beuthener Arbeitsgruppe, die auch großen Anteil an dem Ausbau der volkskundlichen Abteilung im Städtischen Museum genommen hat.

Die letzte Fachsitzung der Beuthener Arbeitsgemeinschaft fand am 5. d. Mts. im Raume des Oberschlesischen Volksliedarchivs statt. Sie begann mit einer Führung durch die neu geordnete volkskundliche Abteilung des Museums. Hf. Perlick wies auf die einzelnen Sammlungsreihen hin (Schranksammlung, Wanduhren, Bunzlauer Krüge, bäuerliches Hausgerät . . .), die nunmehr zur anschaulichen Beachtung aufgestellt waren. Besonderes Interesse erweckten die Sammlung der Bergmannslampen, die Glasbilder und ein bäuerliches Christusbild aus Roßberg mit merkwürdigen Füllungsmotiven. Hr. Chrobok legte im Anschluß daran Photographien von Mieschomitzer Laubentformen vor und sprach über die Mieschomitzer Gewürzkrantzflechterin Marie Broda. Ein von ihr gefertigter Krantz, zu dem jede Art von Gewürz Verwendung gefunden hat, ist von der volkskundlichen Abteilung erworben worden. Besonders anregend war das Referat von Hr. Chrobok über die Neuerscheinungen auf dem Gebiete der polnischen Volksliedforschung, insbesondere von Bystron und Schramek. U. a. wurde darauf hingewiesen, daß das im oberschlesischen Volksliede auftretende *Leamotiv* am frühestens aus der Geste Romanorum zu belegen ist, also aus dem Süden stamme. Die Jägerlieder sind ursprünglich Lieder aus adligen Kreisen, denen ja das Recht der Jagd ursprünglich zustand; der eigentliche Jägerstand ist erst viel später entstanden. Die polnischen Hasenlieder sind durchweg aus dem Deutschen übernommen, da hier der Hase im Volkstum besonders lebendig ist. Die von Bystron und Schramek herausgegebenen Balladen sind trotz der wissenschaftlichen Aufmachung nicht ganz einwandfrei. Zunächst fehlt die phonetische Schreibweise; auf diese Weise wird der Eindruck erweckt, als ob in Oberschlesien das Hochpolnische zu Hause wäre. Vermißt werden ferner in den Anmerkungen die Hinweise auf deutsche Varianten, auf deutsche Literatur, ganz besonders aber das Heranziehen der zahlreichen deutschen Übertragungen.

Hr. Perlick legte zu diesem Referate Moritatenliederhefte aus dem Jahre 1928 vor, die von Georg Hynkel in Ratibor gesammelt worden sind. Das in diesen Tagen erschienene Musikbuch für die Schulen Oberschlesiens „Sing mir ein Lied“ von Langanki, fand allseits Anerkennung.

Hr. Rogias sprach über seine deutsche Volksliedsammlung in Mikultschütz. Er konnte insgesamt 75 Lieder mit Melodien aufzeichnen, ein Beweis, wie lebendig das deutsche Volkslied in Mikultschütz ist. Hubert Rogias sprach über seine deutsche Zeitschriften „Folk-Lore Suisse“ und „Schweizerisches Archiv für Volkskunde“ und kam besonders auf die Sitten bei Geburt, Taufe, Hochzeit und Tod zu sprechen, wobei sich verschiedene Parallelen zum obereschlesischen Volkstum feststellen ließen. Größeren Raum wurde den Ausführungen über den Krebs und seine Verwendungs in der Volksheilkunde gewidmet. Ferner wurden erwähnt: Hauszeichen, Weidesegen, Fliegeraberglaube usw. W. Krause legte neue Lichtbildaufnahmen von Schrotholzkirchen aus Sakrau-Turawa, Groß-Döbern, Rosenbergl. vor. Am Schluß sprach Hr. Haroska über Neuerwerbungen von Sammlungsgegenständen für die Arbeitsgemeinschaft: Ältere Bunzlauer Backformen, Rößberger Schmerzensmann (1820), Hauben usw. Gollor.

### Achtung! Oberschlesische Bibliographie.

Karl Raifig und Hans Belle. Deutsches Grenzland Oberschlesien. Ein Schrifttumsnachweis. Unter Mitwirkung von Lena Vogt. Gleiwitz, Verband obereschl. Volksbüchereien. 640 Seiten.

Wir werden gebeten, einen Hinweis aufzunehmen, daß der Nachtrag 1926/27, der etwa 200 Seiten umfaßt wird, in Druck gegeben ist und im Herbst d. Js. erscheint. Er enthält auch eine Nachlese aus früheren Jahren. Beiträge können noch aufgenommen werden, die Sammelstelle ist beim Verbands obereschlesischer Volksbüchereien Gleiwitz, Am Adler 1.

Wer im Hauptwerk etwas vermißt hat, das ihm aufnehmenswert erscheint, wird gebeten, dies ungesäumt mitzuteilen. Nachträgliches Kritteln hat wenig Sinn. Es möge auch bedacht werden, daß Bibliographien dieser Art nicht Vollständigkeit an sich anstreben, sondern Vollständigkeit für Studienzwecke. Die aufgeführten Bücher und Aufsätze müssen erreichbar sein. Zeitungsartikel z. B. werden in der Regel nur aufgenommen, wenn die betr. Zeitung wenigstens an einer Stelle vollständig gesammelt und aufbewahrt wird.

\*

Es sei hier auch ein Hinweis auf die zum Teil sehr wertvollen Zeitschriften der heimatkundlichen Arbeitsgemeinschaften in Oberschlesien gestattet, die der Wind verweht, wenn nicht rechtzeitig für ihre ordnungsmäßige Aufbewahrung Sorge getragen wird. Aber es wird auch notwendig sein, daß ein Stück alsbald nach Erscheinen die obereschl. Landesbibliothek in Ratibor erhält, demnächst die Staatsbibliothek in Berlin, die Staats- und Universitätsbibliothek in Breslau, die Stadtbücherei in Breslau und die deutsche Bücherei in Leipzig. Man vergesse auch nicht die Stadtbüchereien der Heimatprovinz zu bedenken, besonders die Stadtbücherei in Gleiwitz, die sich die Sammlung obereschlesischen Schrifttums zur besonderen Aufgabe gemacht hat.

Die Heimatblätter werden seit einiger Zeit regelmäßig auch von der heimatkundlichen Sammelstelle (Oberschlesisches Heimatarchiv) der Vereinigung für obereschlesische Heimatkunde (bei der Schulabteilung der Regierung in Oppeln) gesammelt. Anschrift: An den Leiter der Sammelstelle, Rektor Karl Szgodroff in Colonnowska. „Der Oberschlesier“ beabsichtigt, den Inhalt der Heimatblätter künftighin regelmäßig zu registrieren.

Tagung der Arbeitsgemeinschaft obereschlesischer Volkshochschulen in Randzsin. Die Arbeitsgemeinschaft der obereschlesischen Volkshochschulen hielt am Sonnabend, den 23. Juni in Randzsin eine Tagung ab, auf der folgende Orte mit Volkshochschulen bezw.

Volkshochschulheimen vertreten waren: Beuthen (Stadttrat Stud.-Rat Dr. Schierse und Konrektor Meister), Gleiwitz (Stadttrat Dr. Warlo), Hindenburg (Stadttrat Dr. Hübner u. Chefredakteur Roig), Reisse (Volkshochschullehrer Reisch), Neustadt-Schwedenschanze (Dr. Weicker) und Ratibor (Studienrat Rursawe und Geschäftsführer Mosler), außerdem hatte noch Oppeln schriftlich sein Interesse zum Ausdruck gebracht. Damit hat der kleine Kreis der Interessenten, der sich anfangs auf die drei Industriestädte beschränkte, eine Erweiterung erfahren.

Da Beuthen schon früher als Vorort der Arbeitsgemeinschaft gewählt worden war, wurde die Sitzung durch Stadttrat Dr. Schierse eröffnet und geleitet. Er erstattete zunächst Bericht über die Volkshochschulbesprechungen, die in Breslau am 6. 5. und in Randzin am 19. 5. gepflogen wurden. Dabei streifte er die Wünsche, die dem Universitätsbund hinsichtlich der Hochschulvorträge unterbreitet worden sind. Leider ist nach Ablauf eines Monats noch keinerlei Antwort eingegangen. Es folgten zwei kurze Referate über den ersten Deutschen Volkshochschultag in Dresden, die von dem Leiter der Versammlung und von Konrektor Meister gehalten wurden. Im Anschluß daran wurde eine Frage von organisatorischer Bedeutung beraten: Soll die Arbeitsgemeinschaft oberschles. V. H. Sch. sich dem neugegründeten Reichsverband deutscher V. H. Sch. anschließen oder nicht? Eine eingehende Aussprache führte zu dem Ergebnis, daß ein Anschluß an den Reichsverband vorläufig nicht in Frage komme, da derselbe sachungsgemäß V. H. Sch. und Heime, die eine bestimmte Weltanschauung vertreten, ausschließe; andererseits wurde aber das Bestreben bekundet, daß die in Oberschlesien bestehenden V. H. Sch. und Heime ohne Unterschied ihrer Einstellung in einem Verbande zusammenarbeiten wollen.

Reisse-Heimgarten (Volkshochschullehrer Reisch) betonte die weltanschauliche Einstellung seines V. H. Sch.-Heimes und deren Bedeutung für die Charakterbildung der Heranwachsenden, die erst zur Klarheit über ihre weltanschauliche Sphäre kommen müßten, in die sie hinein-

geboren sind. Neustadt-Schwedenschanze (Dr. Weicker) schloß sich diesen Ausführungen an und gab einige Mitteilungen über den Verband christlicher Volkshochschulen Deutschlands auf evangelischer Grundlage. Als Parallele zu der in Gleiwitz neu gegründeten katholischen Arbeiter-V. H. Sch. nennt Chefredakteur Roig die neu zu errichtende oberschles. Arbeiter-Volkshochschule proletarischen Charakters in Hindenburg.

Auf besonderen Antrag wurde die Frage eines Anschlusses an den Reichsverband vertagt. Einen breiten Raum nahm noch die Finanzierung der Volkshochschulen ein. Die einzelnen V. H. Sch. sollen dem Vorort Unterlagen über kommende Ausgaben unterbreiten, der dann weitere Schritte in dieser Angelegenheit unternehmen wird. Die Sitzungen der Arbeitsgemeinschaft sollen den einzelnen Orten nach Vervielfältigung zugestellt werden. Bei Eröffnungsfeiern soll der Vorort vertreten sein. Als gemeinsamer Tagungsort wird Randzin beibehalten. Die nächste Sitzung ist Ende August geplant, es soll dann u. a. über Schaffung oberschles. V. H. Sch.-Blätter beraten werden. Ferner wird in Aussicht genommen, eine gemeinsame Tagung oberschles. V. H. Sch. und Heime in größerem Rahmen abzuhalten.

### Das „Haus Oberschlesien“,

ein ganz moderner Hotelbau der Stadt Gleiwitz, einzigartig im deutschen Osten, ist am 29. Juni 1928 in aller Feierlichkeit eingeweiht und seiner Bestimmung übergeben worden.

Das „Haus Oberschlesien“ verspricht, ein gesellschaftlicher Mittelpunkt der Stadt Gleiwitz und des oberschlesischen Industriebezirks zu werden und zeigt, daß die Stadt Gleiwitz mit allen Kräften sich bemüht, ihrer Großstadtmision im Südosten Deutschlands gerecht zu werden.

Der Entwurf des Gebäudes stammt von den Architekten Gaze und Böttcher. Das letzte Baustadium wurde daneben von dem Stadtbauamt Gleiwitz und Professor Zutt von den ostdeutschen Werkstätten betreut, die Inneneinrichtung hauptsächlich nach den Weisungen von Professor Zutt und Direktor Elster ausgeführt.

Bei der feierlichen Übergabe des Neubaus der Technischen Hochschule in Breslau durch den preussischen Kultusminister Dr. Dr. Becker gelangte in der neuen über 1000 Personen fassenden Aula eine großangelegte „*Wiechmusik*“ (Passacaglia über ein Glockenthema mit Schlusschor nach Worten von Hölderlin) von Dr. Hermann Maßke, dem Lektor für Musik an der Techn. Hochschule, zur Uraufführung. Die Schar der etwa 160 Mitwirkenden setzte sich zusammen aus dem verstärkten Akademischen Musikverein (Orchester), zwei Frauenchören und den akadem. Sängerschaften Burgundia, Leopoldina und Rheinfranken, unter Leitung des Komponisten. Das Festprogramm wies außerdem Orchesterfäße von H. Schütz, J. K. F. Filscher und Bach auf, sämtlich in praktischer Neubearbeitung von Maßke. Die Feier wurde durch den Breslauer Sender übertragen.

Seinen 10 Seiten starken Jahresbericht für 1927 gab eben der obererschlesische Bezirksverein des Deutschen Vereins gegen des Alkoholismus (Sitz Beuthen O.S.) heraus.

✱

Dr. Max Lau: Landschafts- und Ortsdarstellung Theodor Fontanes.

(Epische Gestaltung Bd. I) 128 S. 8°. Geh. 3,50 RM. Oldenburg i. O. Schulze'sche Hofbuchdruckerei und Verlagsbuchhandlung R. Schwarzs.

Max Lau, einer der fähigsten und feinfühligsten jüngeren Lektoren Deutschlands, ein Moritz Heimann redigions, gebürtiger Oberschlesier zudem, hat, gleichsam zur Dokumentierung seiner Berufung an die Universität Oslo, ein Büchlein über Fontane geschrieben, das zum Besten gehört, was bisher über den großen Erzähler gesagt worden ist. Lau beginnt mit dieser Untersuchung eine von ihm herausgegebene Sammlung „Epische Gestaltung“, in deren Rahmen er selbst noch einen zweiten Band über Fontane in Aussicht stellt, der sich mit der Mendenschendardstellung des Dichters Fontane befassen wird. Diese geplante Sammlung soll auf völlig neuen und doch

streng wissenschaftlichen Wegen Wertkategorien zur Beurteilung epischer Kunstwerke erschließen. Das Phänomen der epischen Gestaltung zu erfassen, ist heute, wo nicht nur die nordische Dichtung, sondern auch die deutsche allem Anschein nach schon im Beginn einer neuen epischen Blütezeit steht, nicht nur eine überaus reizvolle, sondern auch notwendige Aufgabe. Dichtungswissenschaft wird hier geleistet. Laus Untersuchung fußt auf der analytischen Methode einerseits, auf der psychologischen andererseits.

Das Ergebnis bezüglich Fontane ist zunächst befremdlicher, als man denken könnte: Fontane ist nicht Dichter von wirklich epischer Begabung, sondern Schriftsteller. Er war Kunsterzähler, hat sich jedoch, namentlich dort, wo es sich um die Gestaltung des Handlungsraumes handelt, unkünstlerischer Mittel bedient. Lau führt in scharfer Herausarbeitung der grundlegenden Erfordernisse epischer Gestaltung zu dieser Bilanz. Man wird diese Ergebnisse nicht aufheben können und — dies ist vor allem wichtig, auf ihnen weiter bauen müssen.

Dr. Wilh. Meridies.

Walter Medauner

und sein preisgekröntes Werk.

Der vor wenigen Tagen mit dem Jugendpreis Deutscher Erzähler im Einvernehmen mit dem Preussischen Kultusministerium in Höhe von zehntausend Mark preisgekrönte Dichter Walter Medauner wurde am 13. April 1889 in Breslau geboren und betätigte sich bisher als Essayist, Lyriker, Erzähler und Dramatiker. Von seinen Bühnenwerken wurden „Krieg der Frauen“ im Städtischen Schauspielhaus Frankfurt a. M. unter persönlicher Regie des Intendanten Richard Weichert, das „Glückhafte Schiff“ an den Vereinigten Theatern in Breslau unter Regie des Oberspielleiters Hans von Wolzogen und ein Einakter „Der Mäcen“ in Wien uraufgeführt. Der Lyriker Walter Medauner erweckte mit seinem Versband „Der heimliche Sinn“ die lebhafteste Aufmerksamkeit Richard Dehmels, der ihm wörtlich schrieb: „Ich danke Ihnen für Ihr sinnreiches Gedichtbuch. Das widerspruchsvolle Wesen und Wirken des Dichters ist darin so aufrichtig aus-

gesprochen, daß ich Ihnen viele nachdenkliche Leser wünsche." Den Epiker beglaubigt das soeben preisgekrönte Werk: „Die Bücher des Kaisers Butai.“

Dieses Werk schildert und gestaltet die geistigen und seelischen Entwicklungsstationen eines chinesischen Kaufmanns in Nanking zu einem Weisen, dessen Glück in der Mäßigung seiner Wünsche wurzelt, der das tragische Schicksal seiner Kinder mit der Erkenntnis seines Übermaßes an ersehnten Ehren begründet, und der in den Büchern des Kaisers Butai die Einsicht fand, „daß nicht der Staub der Schriften unter der dunklen Erde, in den unterirdischen Gewölben des Lempels, sondern der Staub der Blumen im Garten der hellen Erde den Keim des Ewigen trägt,“ und die Schriften des toten Kaisers also entziffert: „Ich bin gestorben und ich möchte leben!“

Der legendäre, lyrisch klang- und farbenreiche, leichtbeschwingte Stil und die tiefen Erkenntnisse, in denen die Weisheiten des Konfuzius zwei gegensätzliche Ausdeutungen finden, schenken dem Werk ebenso stark bildliche, wie sinnbildliche Reize. Der auch weltanschauliche Kampf des alten China mit dem neuen, des Dämonenglaubens mit dem Skeptizismus des modernen Menschen, und zuletzt das hohe Lied auf die Geruhfamkeit und Einfachheit eines schlichten, arbeitsamen Lebens dürften dem Werk viele Freunde werben.

Arthur Silbergleit.

Adolf Armin Kochmann, Dichter der Gegenwart.

Goten-Verlag, Berlin-Schöneberg, 1927.  
107 Seiten, in Leinen geb. 4.— RM.

„Dichter der Gegenwart“ bildet die erste Ergänzung zu dem Buche „Was soll ich lesen?“ (Ein Führer durch die Weltliteratur der Neuzeit, 1825—1925). Ohne auf Vollständigkeit Anspruch machen zu wollen, gibt das Buch im Telegrammstil wertvolle Aufschlüsse und Wertungen von Werken aus zwei Jahrzehnten. Es zieht sowohl die deutschen, als auch ausländische Dichter, soweit ihre Werke ins Deutsche übersetzt sind, in den Kreis der Betrachtung. Der Verfasser, ein Oberschlesier, der sich in diesem Heft unseren Lesern als literarischer Mitarbeiter vorstellt, ist sich der großen Aufgabe und der Schwierigkeit einer solchen Arbeit bewußt. Er bekennet selber, daß ein einzelner Mensch niemals in der Lage sein dürfte, ein allgemein gültiges Urteil und eine ganz sachliche Berücksichtigung aller dichterischen Kräfte der Jetztzeit geben zu können. Vielmehr wird ein solches Buch immer mehr oder weniger fragmentarisch und subjektiv bleiben müssen.

Das braucht keine Wertverminderung für diese überaus fleißige Arbeit zu bedeuten, die als Nachschlagewerk wertvolle Dienste zu leisten in der Lage ist. Scz.

### Helft unseren obererschlesischen Jugendherbergen!

Wir haben bereits im Maiheft auf die außerordentliche Bedeutung des Jugendherbergswerkes in sozialer, volksgesundheitlicher und grenzländischer Hinsicht hingewiesen und richten heute, sozusagen in letzter Stunde, an alle Freunde unserer obererschlesischen Jugend den dringenden Appell, soweit Lese noch nicht bezogen sind, diese auf der dem Julihefte beigelegten Bestellkarte anzufordern, um so die obererschlesischen Jugendherbergen zu unterstützen.

Alle Zuschriften, sowohl verlegerische als redaktionelle, bitten wir an den Herausgeber, Rektor Karl Sczodrofski in Colonnowska D.C. zu richten.

# Georg Klauß: Silhouetten

op. 13, Nr. 4

*Tranrig*

*poco rit.* *a tempo* *accelerando*

*a tempo* *rit.* *poco rit.*

*accel.* *ruhig* *rit.*

*p* *mf* *pp* *ppp* *f* *mf* *pp*

8 3

*Presto*

First system of the score. The left hand (bass clef) plays a continuous eighth-note pattern in 6/8 time, marked *f*. The right hand (treble clef) plays chords, marked *p*. The system includes a repeat sign and a first ending bracket labeled '8'. Pedal markings are present below the right hand.

*Ped.*

Second system of the score. The left hand continues the eighth-note pattern. The right hand features a series of chords and some eighth-note passages, marked *p*. The system includes a repeat sign and a first ending bracket labeled '8'. Pedal markings are present below the right hand.

*crescendo*

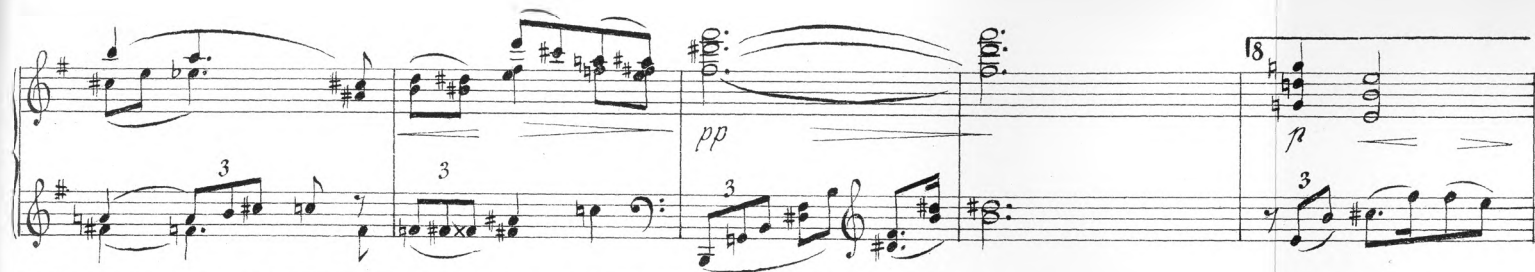
Third system of the score. The left hand continues the eighth-note pattern. The right hand features a series of chords, marked *rit. ff*. The system includes a repeat sign and a first ending bracket labeled '8'.

*Amabile*

*Ruhig*

Fourth system of the score. The left hand plays a triplet eighth-note pattern in 3/4 time. The right hand plays a melodic line with triplets, marked *pp dolce e piu rit.* The system includes a repeat sign and a first ending bracket labeled '3'. The tempo marking *a tempo* appears at the end of the system.





First system of musical notation. The treble staff begins with a key signature of one sharp (F#) and a common time signature. It contains several measures with chords and moving lines, including a measure with a *pp* dynamic marking. The bass staff features triplet markings (3) and a *p* dynamic marking. The system concludes with a measure marked with a large '8'.



Second system of musical notation. The treble staff includes a *pp* dynamic marking and a *mf* dynamic marking. The bass staff contains triplet markings (3) and a *p* dynamic marking.



Third system of musical notation. The treble staff starts with a *f* dynamic marking and a triplet (3). The bass staff includes a *p* dynamic marking and multiple triplet markings (3).



Fourth system of musical notation. The treble staff begins with a *pp* dynamic marking and the word *dolcissimo*. It includes triplet markings (3) and a *rit.* (ritardando) marking. The bass staff contains multiple triplet markings (3).

First system of musical notation, featuring piano (p) and fortissimo (ff) dynamics, and a Ped. (Pedal) marking.

The first system consists of two staves. The upper staff begins with a piano (p) dynamic and a fortissimo (ff) dynamic later. The lower staff has a piano (p) dynamic and a fortissimo (ff) dynamic. A Ped. (Pedal) marking is present in the lower staff. The system includes various musical notations such as notes, rests, and accidentals.

Second system of musical notation, featuring mezzo-forte (mf) dynamics and a cresc. (crescendo) marking.

The second system consists of two staves. The upper staff begins with a mezzo-forte (mf) dynamic and a crescendo (cresc.) marking. The lower staff has a mezzo-forte (mf) dynamic. The system includes various musical notations such as notes, rests, and accidentals.

Third system of musical notation, featuring piano (p) dynamics and a rit. (ritardando) marking.

The third system consists of two staves. The upper staff begins with a piano (p) dynamic and a ritardando (rit.) marking. The lower staff has a piano (p) dynamic. The system includes various musical notations such as notes, rests, and accidentals.

Fourth system of musical notation, featuring fortissimo (fff) dynamics and a Ped. (Pedal) marking.

The fourth system consists of two staves. The upper staff begins with a fortissimo (fff) dynamic and a Ped. (Pedal) marking. The lower staff has a fortissimo (fff) dynamic. The system includes various musical notations such as notes, rests, and accidentals.